



# Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

38. Jahrgang \* vom Oktober 1901 bis dahin 1902. \* \* \* Ausgegeben am 7. Dezember 1901 \* Nr. 10.

## Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

**Zum Besuch des Erzherzogs Ferdinand Karl Ludwig in Berlin.** Nachdem dem Erzherzog Ferdinand Karl Ludwig von Oesterreich kürzlich das preußische Jäger-Bataillon von Neumann (1. Schles.) Nr. 5 verliehen worden ist, hat sich dieser jetzt als Chef des Bataillons bei Kaiser Wilhelm II. persönlich gemeldet. Während dieses Besuchs wohnte der Erzherzog am 22. November der Vereidigung der Rekruten der Potsdamer Garnison und am Tage darauf der Berliner Garnison bei, welches glänzende militärische Schauspiel wir im Bilde vorführen. Erzherzog Ferdinand Karl Ludwig ist ein Neffe des Kaisers Franz Joseph und ein Bruder des voraussichtlichen Thronfolgers Erzherzog Franz Fer-

dinand. Er steht kurz vor Vollendung seines 33. Lebensjahrs und ist noch unvermählt. Der Erzherzog, der in der österreichischen Armee den Rang eines Obersten und Kommandeurs des 3. Regiments der Tiroler Kaiser-Jäger bekleidet, ist eine stattliche, frisch-männliche Erscheinung, der die preußische Jäger-Uniform vortrefflich zu Gesicht steht. Zu der Feier der Eidesleistung, die unter freiem Himmel stattfand, war auf dem Platze zwischen Dom und Schloß ein Feldaltar errichtet und mit hohen Baumgewächsen geschmückt worden. In der Mitte der Truppenaufstellung, die, wie unser erstes Bild zeigt, den ganzen mächtigen Raum bedeckte und mit den scharf abgegrenzten Feldern schwarzer, weißer und roter Haar-



Erzherzog Ferd. Karl Ludwig.  
Nach einer Aufnahme von G. Piezner, Wien.



Von der Vereidigung der Berliner Rekruten in Anwesenheit des Erzherzogs Ferd. Karl Ludwig von Oesterreich.  
Nach einer Aufnahme von Fr. Kühn, Berlin.



Der Kaiser und Erzherzog Ferd. Karl Ludwig bei der Vereidigung.  
Nach einer Aufnahme von Ditomar Anshütz, Berlin.

büschle, mit den blitzenden Metallbeschlagen, einen imposanten Anblick darbot, hielt zu Pferde der kommandierende General des Gardekörps, General der Infanterie v. Bock

tantan von Plessen und dem Chef des Militärkabinetts, Generalmajor Grafen v. Hülsen-Häßeler. Der Kaiser grüßte die Prinzen und Generale und ritt dann mit seinem

und Po-  
lach. Die  
hier anwe-  
senden  
Prinzen,  
die Genera-  
le, Stabs-  
offiziere,  
Haupt-  
leute, Ritt-  
meister und  
Rekruten-  
offiziere er-  
schienen zu  
Fuß und  
hatten bei  
ihren  
Truppen-  
teilen Auf-  
stellung ge-  
nommen.  
Es war  
11 Uhr, als  
die Briga-  
dekomman-  
deure das  
Komman-  
do: „Still-  
gestanden“  
gaben. Der  
Kaiser er-  
schien zu  
Pferde mit  
dem Erz-  
herz. Ferd.  
Karl Lud-  
wig, ge-  
folgt von  
dem Ge-  
neraladju-

Gast die Front der Aufstellung entlang, jeder Brigade seinen „Guten Morgen“ wünschend, welchen Gruß die Truppen laut erwiderten; dann nahm er dem Altar gegenüber Aufstellung. Die Feier begann mit einer Ansprache des evangelischen Divisionspfarrers der 2. Garde-Infanterie-Division



Der frühere preuß. Gesandte beim Vatikan v. Bülow †. Aufn. v. Hosphof. C. Dieber, Berlin.

G. Th. Müller. Danach hielt der katholische Garnisonpfarrer D. Pawlick eine Ansprache an die katholischen Rekruten, worauf die Vereidigung brigadeweise durch je einen be-  
rittenen Offizier jeder Brigade folgte. Im Anschluß hieran bringen wir noch drei weitere Bilder, die in charakterischer Dar-

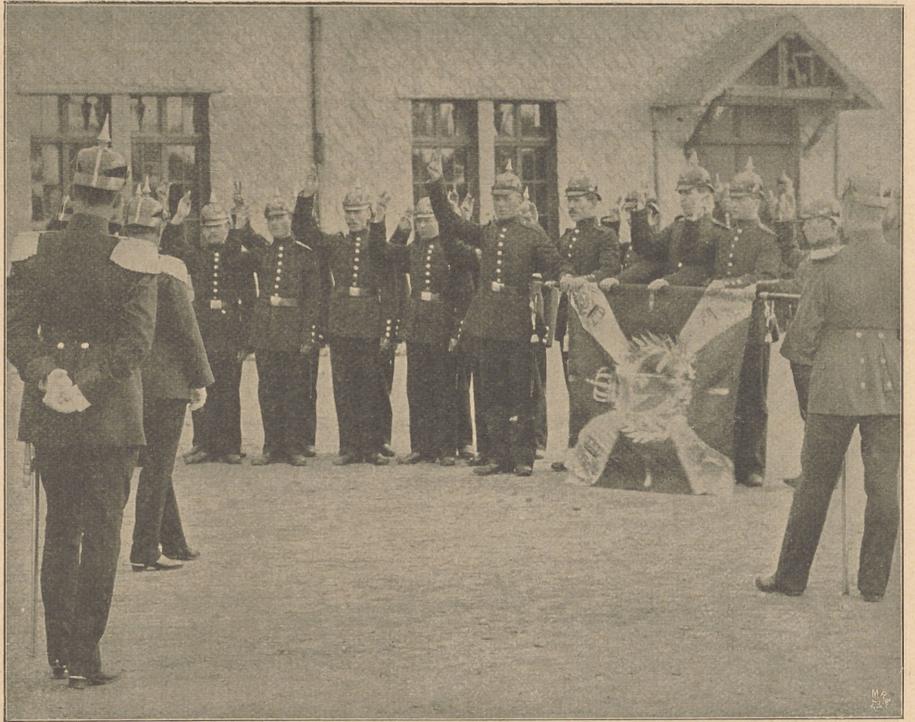


Vereidigung der Kavallerie. Nach einer Aufnahme von Eugen Jacobi, Metz.

stellung zeigen, wie der Fahneneid bei den verschiedenen Truppengattungen verschieden geleistet wird, wie nämlich der Schwur bei der Kavallerie auf die Standarte, bei der Infanterie auf die Fahne und bei der Artillerie auf die Kanone abgelegt wird.

**Wirkl. Geh. Rat v. Bülow †.** In Rom ist am 22. November an einem Herzschlag der frühere Gesandte Preußens beim Vatikan von Bülow verstorben. Der Heimgegangene hat ein Alter von fast 74 Jahren erreicht. Er war am 28. Dezember 1827 in Frankfurt a. M. geboren worden und hatte sich juristischen Studien gewidmet. Bei dem Straßenkampf im März 1848 wurde er als Einjährig-Freiwilliger schwer verwundet, was ihm eine dauernde Lähmung des einen Fußes eintrug. Gleich nach Beledigung seiner großen Staatsprüfung wurde er 1857 in das preussische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berufen, und hier war er namentlich 1866 beim Abschluß der Friedensverträge mit Hessen und Bayern thätig. Bald nach dem Kriege von 1870/71 wurde Herr v. Bülow der ständige Reisebegleiter Kaiser Wilhelms I. als Vertreter des Auswärtigen Amtes. Aus demselben schied er im Jahre 1881 aus, um zunächst auf kurze Zeit preussischer Gesandter in Stuttgart und von Ende 1882 an Gesandter in Bern zu werden. Im Juli 1892 wurde er zum preussischen Gesandten am päpstlichen Stuhle ernannt, und in dieser Stellung ist er geblieben, bis er im November 1898 wegen zunehmender Kränklichkeit in den Ruhestand trat.

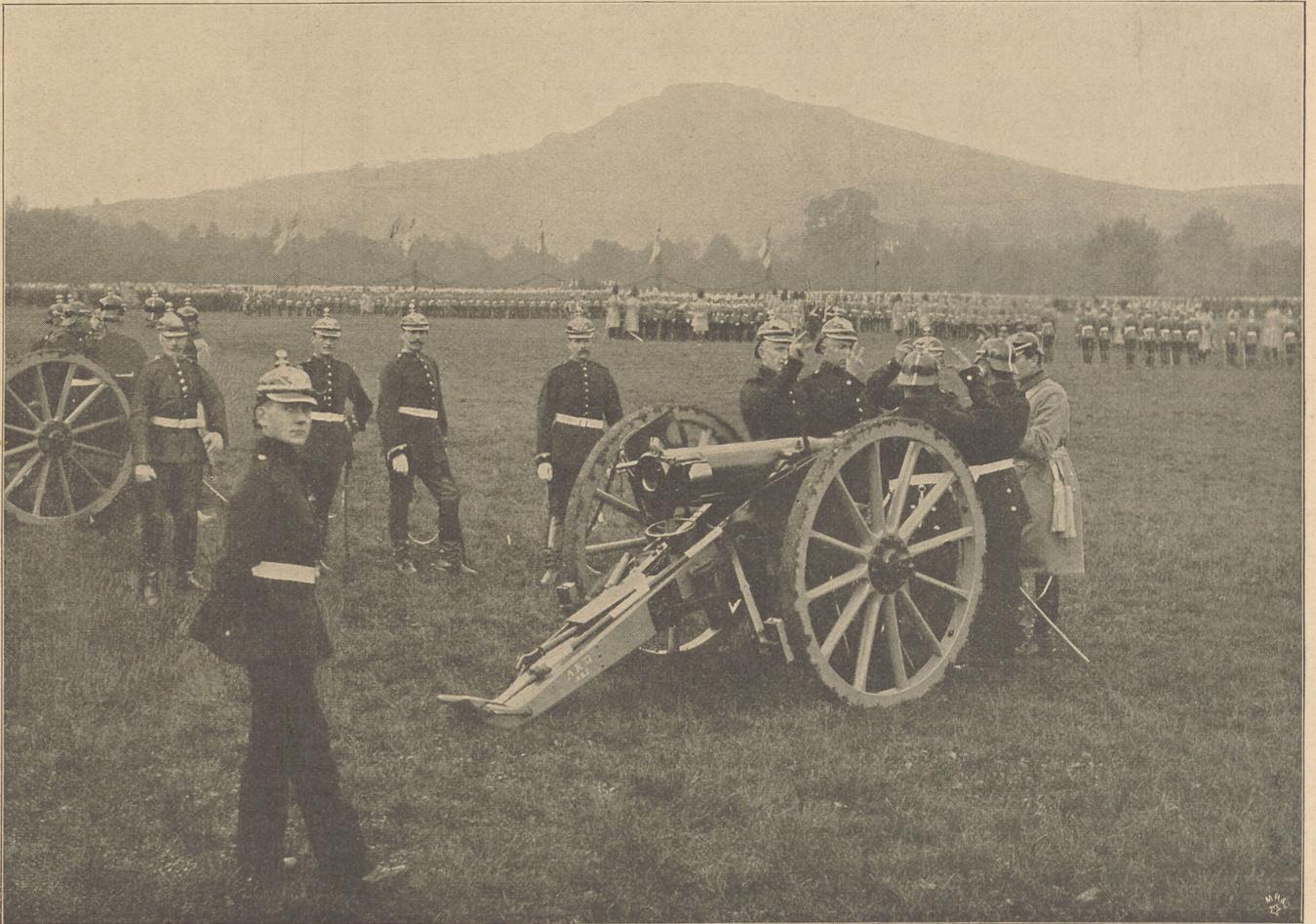
**Graf Wolff-Metternich.** Wir bringen heute das Porträt des neuernannten Botschafters in London, des Nachfolgers des verdienten langjährigen diplomatischen Vertreters Deutschlands am englischen Hof, des Grafen Hagfeldt, dessen Bild wir schon in



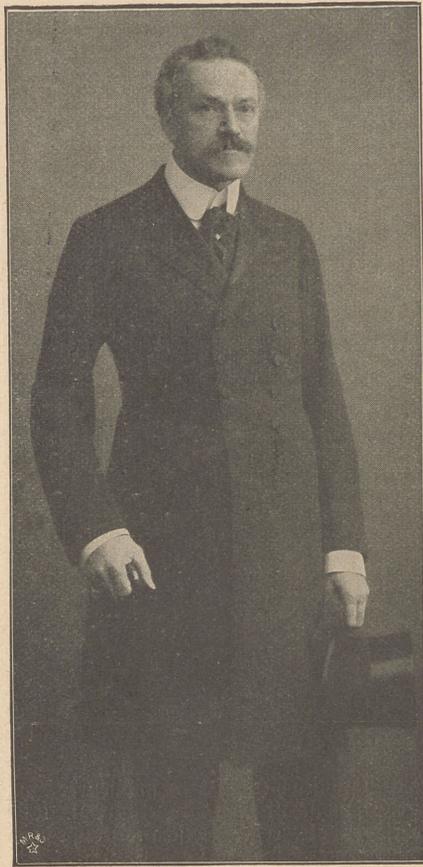
Vereidigung der Infanterie.

Nr. 5 des „Dahleim“ gebracht haben. Graf Wolff-Metternich war bisher preussischer Gesandter in Hamburg und hatte den Grafen Hagfeldt schon im Jahre 1900 wie auch in den letzten Monaten vertreten. Paul Graf Wolff-Metternich zur Gracht ist am 5. Dezember 1853 geboren. Er war 1882 Attaché bei der Botschaft in Wien, dann dritter Botschaftssekretär in Paris, von wo er 1885 als zweiter Botschaftssekretär nach London

kam. Er blieb hier bis 1888 und wurde dann zur Gesandtschaft nach Brüssel versetzt. 1890 kehrte er als erster Botschaftssekretär nach London zurück, wo er 5½ Jahr blieb. Dann ging er als Generalkonsul für Aegypten nach Kairo, wo er im März 1896 den Titel und Rang eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers erhielt. Von 1897 bis jetzt war er dann Gesandter bei den mecklenburgischen Höfen und den Hansestädten.



Vereidigung der Artillerie. Nach Aufnahmen von Eug. Jacobi, Meh.



Graf Wolff Metternich, der neue deutsche Botschafter in London. Aufn. von L. S. Voigt, Gomburg v. d. S.

**Geh. Leg.-Rat von Legidi †.** Ein hervorragender Gelehrter und Politiker, der an der Einigung des deutschen Reichs mit Wort und Schrift begeistert mitgearbeitet hat, ist mit dem am 20. November verstorbenen Geh. Leg.-Rat Prof. Dr. von Legidi hingegangen. Am 10. April 1825 zu Tilsit geboren, studierte

er in Königsberg, Heidelberg und Berlin die Rechte, Staatswissenschaften und Geschichte und wurde alsdann Privatsekretär der Minister Alfred und Rudolf v. Mieröswald und Graf Dönhoff. Als ein warmherziger, von hohem Nationalgefühl befeelter Vorkämpfer der preussisch-bismarckschen Politik redigierte er dann die „Konstitutionelle Zeitung.“ 1853 habilitierte er sich in Göttingen und erhielt 1857 eine außerordentliche Professur der Rechte in Erlangen. 1868 wurde er ordentlicher Professor der Rechte an der Universität Bonn; von 1871—72 war v. Legidi im Auswärtigen Amt als wirklicher Legationsrat und vortragender Rat thätig, wo er ganz besonders Gelegenheit fand, dem von ihm begeistert verehrten Fürst Bismarck seinen Dienst zu widmen. 1872 wurde Herr von Legidi ordentlicher Honorarprofessor an der Universität Berlin. Auch als Parlamentarier hat sich der Verstorbene ausgezeichnet. Er gehörte dem norddeutschen Reichstage von 1867—1870, dem preussischen Abgeordnetenhaus 1867 bis 1868 und wieder 1873—1893 an, wo er Mitglied der freikonservativen Partei war.

**Die Ueberschwemmung im Oderthal (a. Harz).** Der in der zweiten Novemberhälfte gefallene viele Regen hat im Harzgebiet große Ueberschwemmungen und Verwüstungen zur Folge gehabt. Die Oer



Geh. Leg.-Rat Professor Dr. v. Legidi †. Aufnahme von W. Göffert, Berlin.

und Sieber, beide von den Höhen des Gebirges kommend, brachten eine ungeheure Wassermasse mit riesiger Geschwindigkeit thalabwärts. Vor allem hat die Oer be-

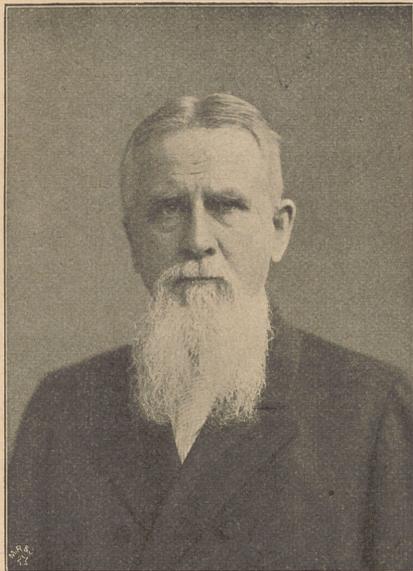


Ueberschwemmung im Oerthal (a. Harz).



Das neue Maria Magdalenen-Kloster in Hamburg.

deutenden Schaden verursacht. Die mit großem Kostenaufwande hergestellte neue Flußlauf-Regulierung ist an vielen Stellen vernichtet und die neue Brücke zwischen Herzberg und Siebolshausen ist gänzlich zerstört worden. Dieselbe, ein massiver, 10 Meter langer Quaderbau, war erst am 19. November dem Verkehr übergeben worden. Bei den Vorkehrungen zu ihrer Sicherung stürzten 3 Wegewärter in die reißenden Fluten und einer von ihnen fand leider darinnen seinen Tod. Er wurde erst einige Tage nachher 1000 Meter stromabwärts aufgefunden. Schaurig ist der Anblick der Ruine. Das noch mit Lanzen und Kränzen von der Einweihung her geschmückte Geländer ragt gleichsam als Grabmal aus der Tiefe hervor. Ähnlich hat auch die Sieber gewüthet und auch ihr großes Wehr zerstört.



Prof. Hazel, zum 25jährigen  
Amtsjubiläum.  
Nach einer Aufn. v. C. Bellach, Leipzig.

### Das neue Maria Magdalena- kloster in Hamburg.

Das Maria Magdalena-Kloster in Hamburg ist dieser Tage in sein neues Heim in der Vorstadt Eilbeck übergesiedelt. Die baulichen Umwälzungen, die der Bau des neuen Centralbahnhofes in Hamburg hervorruft, forderte indirekt auch die Räumung des Maria Magdalena-Klosters am Glockengießerwall, das fast 80 Jahre hindurch das Heim der Stiftung gewesen ist. Das jetzige Maria Magdalena-Kloster ist hervorgegangen aus dem Elisabethhospital, das anlässlich eines unglücklich verlaufenen Krieges der verbündeten Herzöge und der Hansestädte gegen König Erich von Dänemark im Jahre 1427, zwei Jahre später (also 1429) gegründet wurde und zur Aufnahme und Verpflegung von 20 armen, bettlägerigen Personen, beiderlei Geschlechts, be-

stimmt war. Das eigentliche Maria Magdalena-Kloster verdankt aber seine Entstehung dem Grafen Adolf IV. von Schauenburg. Dieser hatte am 22. Juli 1227 (an dem der Maria Magdalena gewidmeten Tage) den König Waldemar II. von Dänemark bei dem Dorfe Bornhöved geschlagen und Holstein, Lübeck und Hamburg von dänischer Herrschaft befreit. Er stiftete darauf das der genannten Heiligen geweihte Franziskanerkloster, dessen Zülfassen auch Minoriten, Barfüßler und graue Mönche genannt wurden. Das Kloster stand früher auf dem Terrain der heutigen Börse (am Adolphsplatz.) Das Elisabethstift dagegen hatte sein Domizil zuerst am Burstah. Als aber die Klöster St. Johannis und Maria Magdalena im Jahre 1529 durch Beschluß vom Hohen Rat und der Bürgerschaft infolge der Reformation aufgehoben wurden, traf man ein Abkommen, nach welchem die Bewohner des Elisabethhauses in das Gebäude des Marien-Magdalenenklosters übersiedelten. Als dann zu Anfang des verfloffenen Jahrhunderts die alte Börse den Ansprüchen der Zeit nicht mehr genügte, be-

schlossen Rat und Bürgerschaft 1826 die Erbauung einer neuen Börse auf dem Platze, auf dem das Kloster stand. Die Oberalten traten die alten, zum Teil schon recht baufälligen Gebäude gegen eine hohe Summe sowie eine Rente ab und erhielten außerdem noch vom Staat einen Bauplatz für Errichtung eines neuen Klosters nahe dem Steinthor bei der Glockengießerei (jetzt Glockengießewall). Der Bau wurde am 1. Oktober 1839 vollendet. Das Kloster erhielt zwei Stockwerke mit 26 Wohnungen und einen Versammlungs-saal. Als im Jahre 1842 der Glockengießewall abgetragen und die Straße niedriger gelegt wurde, umgab man das Kloster mit einer starken Futtermauer und legte vor den Eingang eine Rampe. Im Jahre 1852 ließ die Verwaltung ein drittes Stockwerk aufsetzen und vermehrte dadurch die Wohnungen um 15, daß also dann 41 vorhanden waren. Die ursprüngliche Bestimmung des Stifts, daß dieses zur Aufnahme bettlägeriger alter Personen dienen soll, änderte sich mit der Zeit völlig. Bald wurden die Männer ganz ausgeschlossen, dann fanden auch gesunde



Schlafzimmer von Pantof,  
München.



Musikzimmer nach den Entwürfen von Richard Riemerschmid.

Moderne Zimmer-Einrichtungen aus den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München.

Frauen und Jungfrauen Aufnahme, die schließlich an ganz wesentliche pekuniäre Bedingungen geknüpft war; so ist das Maria Magdalena-Kloster heute ein von meist bemittelten Damen lutherischer Konfession recht begehrtes Stiftshaus geworden. Nunmehr hat die Stiftung abermals ihr Domizil geändert. Das neue Kloster ist im Bau vollendet, und mit dem Umzug hat man Anfang November begonnen. Der ebenso stattliche wie freundliche Bau hat die Hauptfront an der Richardstraße, südlich vom Eilbeck-Kanal. Ein in der Anlage begriffener Garten umgibt das gesamte Gebäude. Das Kloster ist in hellem Ziegelrohbau, geschmackvoll mit Friesen und Umrahmungen der Türen und Fenster durch bunte Glasursteine geschmückt, nach den Plänen des Architekten Hugo Groothoff ausgeführt worden. Statt der bisherigen 41 Wohnungen sind 48 eingerichtet und auch sofort besetzt worden. Im ersten Stock

nimmt die Mitte des Hauptgebäudes der Sitzungsaal ein, den das berühmte Porträt des Stifters des Klosters, Grafen Adolphs IV. von Schauenburg, vom Meister Franke aus dem 16. Jahrhundert schmückt. Auf dem Rasenplatz vor dem Kloster wird das kleine Denkmal des Grafen wieder errichtet, das zuletzt in den Anlagen am Glockengießerwall, dem Kloster gegenüber, stand. In einem Empfangszimmer sind die Familienwappen der Oberalten und Verwalter vom 13. Jahrhundert bis heute angebracht. — Die Bewohnerinnen machen mit dem neuen Hause einen guten Tausch, die Wohnungen sind geräumiger und mit allen neuzeitlichen Einrichtungen versehen. Die Kosten des ganzen Bauwerkes betragen einschließlich der Gartenanlagen 422000 Mark.

**In Prof. Rahels Amtsjubiläum.**

Friedrich Rahel, der durch seine geographischen Forschungen weithin bekannte Lehrer der sächsischen Landeshochschule, feiert am 8. Dezember sein 25jähriges Professorsjubiläum. Am 30. August 1844 zu Karlsruhe in Baden geboren, widmete er sich zunächst dem Apothekerberuf, lag dann aber, als ihn diese Tätigkeit unbefriedigt ließ, an den Universitäten zu Heidelberg, Gena, Berlin und Montpellier dem Studium der Naturwissenschaften ob, um sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Am deutsch-

französischen Kriege nahm er als Freiwilliger mit Auszeichnung teil. Hierauf unternahm er längere Reisen durch Italien, Südfrankreich, Siebenbürgen, Ungarn, Nordamerika, Mexiko und Cuba. Die gewonnenen Eindrücke hat er in einer Anzahl interessanter Feuilletons niedergelegt, die zuerst in der „Kölnischen Zeitung“ erschienen sind und allgemeinen Beifall fanden. Im Jahre 1876 erfolgte seine Berufung auf den Lehrstuhl für Geographie an die Technische Hochschule in München. Nach einem Jahrzehnt erfolgreicher Wirksamkeit erhielt er einen Ruf an die Universität Leipzig, an der er noch jetzt wirkt. In den Jahren

1882—84 redigierte er auch die Zeitschrift „Das Ausland“. Eine ganze Reihe wissenschaftlicher und feuilletonistischer Werke entstammt außerdem seiner fleißigen Feder. Davon seien genannt: „Sein und Werden der organischen Welt“ (1868), „Wandertage eines Naturforschers“ (1873—74), „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika“ (1878—80), „Aus Mexiko“ (1878), „Anthropogeographie“ (2 Teile, 1882 u. 1891), „Der Staat und sein Boden“, geographisch betrachtet (1896). Ein Muster populärwissenschaftlicher Darstellung ist seine bereits in zweiter Auflage vorliegende „Völkerkunde“.



Speisezimmer nach den Entwürfen von Pantol, München.

Moderne Zimmereinrichtungen aus den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München.

Herrenzimmer von Schulze, Naumburg.

**Moderne Zimmereinrichtungen.** Unsere Bilder bringen einige Zimmereinrichtungen moderner Art aus den „Werkstätten für Kunst im Handwerk“ in München. Sie zeigen das charakteristische Bestreben der neuen Richtung, nach einer einheitlichen Formgebung und einem künstlerisch abgetönten Zusammenstimmen der Farben an Mobiliar, Tapeten, Vorhängen, Teppichen, kurzum des ganzen Innenraumes. Ein fernerer charakteristischer Zug ist die Schlichtheit und Ruhe der Gesamtwirkung, die erzielt wird durch die klaren, weiten Flächen an Wand und Mobiliar und das Fortlassen übermäßigenzierats.

## Frauen- Daheim.

Das Städtchen, das in Rosen stand,  
Steht nun im weißen Schneegewand,

Durch das der Liebe Lichter glühen  
Und holde Himmelsrosen blühen.

### Weihnachtsgedichte für Kinder.

#### Zwiegespräch.

Schwester.  
Gestern, da 's gebämmert hat,  
Ging Knecht Ruprecht durch die Stadt,  
Mit dem langen Bottelrod,  
Hudepuck und Knotenstock,  
Blieb vor unserm Hause stehn —

Bruder.  
Ja, ich hab' ihn auch gesehn,  
Klopft' an unsre Thüre an:  
„Holla, holla, aufgethan!  
Soll Christkindchens Vöte sein!  
Waren brav die Kinderlein?“  
Wie ich da erschrocken bin!  
Denn es kam mir in den Sinn,  
Daß ich nicht das ganze Jahr  
Immer brav und folgsam war.

Schwester.  
Ach, auch ich erschrak so sehr,  
Und mein Herzchen wurde schwer,  
Denn es fiel mir ein, daß nicht  
Ich gethan stets meine Pflicht.  
Falsch getrickt und schlecht genäht —

Bruder.  
Doch noch ist es nicht zu spät.  
(Bittet.)  
Liebes Christkind, zürne nicht,  
Gab Knecht Ruprecht dir Bericht,  
Daß ich manchmal fehlte noch,  
Und bescher' mir heute doch!  
Ganz gewiß ich besse mich!

Schwester (bittet).  
Christkindlein, ich bitte dich,  
Sei mir nur nicht böse mehr,  
Striden wird mir ja so schwer,  
Bitte daß du mein gebentst  
Und mir heut was Schönes schenkst.

Bruder.  
Einen Säbel, Helm, Gewehr.

Schwester.  
Eine Puppe wünsch' ich sehr.

Bruder.  
Eine Uhr, die wirklich geht,  
Und auch ein Velociped.

Schwester.  
Eine Küche, drin man kocht.  
Hab' ich auch schon lang gemocht.

Weibe.  
Christkindlein, vergiß es nicht!  
(Stodentlingen. Die Thür geht auf.)  
O wie herrlich, o wie licht!  
Ei dort seh' ich stehn und liegen,  
Was ich mir gewünscht so sehr!  
Christkindchen zürnt uns nicht mehr —

Bruder.  
Oder Ruprecht hat geschwiegen!

#### An die Weihnachtstanne.

O Weihnachtstanne, wir grüßen aufs neu'  
In unserer Mitte dich wieder!  
Du stiegest zu uns voll Liebe und Treu  
Von deinem Walde hernieder.

Da ragst du wieder wie jedes Jahr,  
Geschnitten zum schönsten der Feste,  
Streckst über uns selige Kinderchar  
Die buntbehangenen Aeste.

Wie bist du so schön in all der Zier!  
Das ist ein Glitzern und Blitzen!  
Christkindchens Haar rinnt silbern dir  
Von den duftenden Nadelspitzen.

Stillschmelnd hast du herabgeschaut  
Mit deinem Wipfel, dem schlanken,  
Wie Elternliebe hier aufgebaut  
Und wie wir jubeln und danken.

#### Unter dem Christbaum.

I.  
Senkt sich in seiner Sternenpracht  
Der Weihnachtsabend nieder,  
Dann schwebt in stiller, heiliger Nacht  
Christkind zur Erde nieder.

Christkindchen fliegt von Haus zu Haus,  
Auf den verschneiten Wegen,  
Es streut die bunten Gaben aus,  
Hell jauchzt es ihm entgegen.

Es hat am lieben Weihnachtsbaum  
Die Lichtlein angezündet;  
Mein Herzchen faßt die Freude kaum  
Die mir sein Glanz verkündet.

Ich weiß, Christkindchen war schon hier,  
Auf seinen goldnen Schwingen,  
Um alles was ich wünschte mir  
Und noch viel mehr zu bringen.

Nun seh' ich all die Herrlichkeit,  
Auf die ich lang mich freute,  
O Lichterbaum, o Weihnachtszeit!  
Wie glücklich bin ich heute!

II.  
Als der Glocke Klang erscholl,  
Selig klopfen unsre Herzen,  
Und mit Blicken freudenvoll  
Sehn wir in des Christbaums Kerzen.

Wie geblendet von dem Glanz,  
Weihnachtszauber, Festeszimmer,  
Märchenhaft, verändert ganz  
Scheint das altbekannte Zimmer.

Waltend mit geschäft'gem Fleiß,  
Wußte Liebe es zu schmücken,  
Wie nur Elternliebe weiß,  
Kinderherzen zu beglücken.

Dank, Euch Dank! ist nur ein Wort,  
Doch es soll durchs ganze Leben,  
Unser Dank auch fort und fort  
Liebe Euch für Liebe geben.



Puppenjachen.

**Weihnachtliches.**

Die Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg, Gr. Bleichen 31, bietet für die nahe Weihnachtszeit, bezw. Adventszeit, eine reizende Gabe von echt künstlerischem Wert, ein Transparent nach Fr. Overbeck, dem Maler des Holden, Anmutigen, frommer Liebe und Inbrunst, auf Stein gezeichnet und koloriert von Otto Speckter. Eine herrliche Weihnachtsgabe echt deutscher Kunst fürs deutsche Haus. Anbetend, in Andacht erschauend, mit unschuldvoll staunenden Kinder-Augen blickt die Schar der Engel, und neugierig schüchtern spähen die Hirtenknaben, von denen einer die Schälmei bläst, auf das kaum faßbare Wunder der Geburt des göttlichen Kindes in seinem Krippchen, von dem aus ein sanfter Lichtschein den Stall zu Vethlehem, die knienden Engel und die in scheuem Mutterglück erstrahlende, holdselige Maria umfließt, um von hier aus einst die ganze Erde zu erleuchten. Auch Ochs und Esel und der durch den Thürbogen schimmernde Weihnachtsstern fehlen nicht, die ganze, uns von unsrer Kindheit her vertraute, heilige, wunderbare Geschichte der Christnacht, wie sie die Mutter der lauschenden Kinderchar verkündet, heute noch wie vor hundert Jahren. Altvertraut und ewig neu. Mächte in recht vielen christlichen Häusern dieses schöne, wirkungsvolle Weihnachtstransparent mit durchleuchtetem Farbenslang seine herzenerfreuende Predigt halten, die erwartungs- und hoffnungsreiche, geheimnisvolle Adventszeit zu hellerer Freude stimmen, die fröhliche, selige, gnadenbringende Weihnachtszeit mit frommem Glanz verklären. Preis in Rahmen, fertig zum Aufstellen M. 5, inkl. Versandungs- und Aufbewahrungskiste M. 6. Format: 59 x 70 cm.

Ein apartes Fremdenbuch, das sich als hübsches Weihnachtsgeschenk eignet, ist im Verlag von Carl Hirsch, Konstanz, erschienen. Es ist sehr elegant und hübsch ausgestattet, mit modernen Seiteneinfassungen

und Sinnprüchen beliebter Dichter versehen. Preis 6 Mark.

Die niedlichen Puppenjachen, die unsere heutige Nummer bringt, werden vielleicht von mancher Mutter und großen Schwester noch nachgearbeitet, um am Weihnachtsabend einen kleinen Liebling zu erfreuen. Sie sind für eine Gliederpuppe berechnet, die ca. 30 cm lang ist. Das auf den Schultern mit rosa Band zusammengebundene Händchen ist 15 cm lang und, wie die Abbildung zeigt, vorn mit Fältchen, Spitze und kleinen rosa Schleifen verziert. Das besonders niedliche Korsettchen aus Häfelbaumwolle ist 3—4 cm hoch, 18 cm weit und unten mit fünf Perlmutterknöpfchen besetzt. Das Höschen, 12 cm lang, muß an den Seiten vom Öffnen eingerichtet und an das Korsett angeknöpft werden. Das erste Röckchen, aus feinstem, weißer Wolle in dem bekannten Zackenmuster, wird 10 cm lang gehäkelt und muß nach unten etwas weiter werden. Das Batiströckchen ist etwa 1 cm länger. Die kleine Dame hat zwei Kleidchen, ein weißes Batisthängergchen, mit der kleinen Passe 16 cm lang und 42 cm weit, und ein Sonntagsgewand, aus Durchsaj mit rosa Band, dessen sehr einfache Ausführung aus der Abbildung klar hervorgeht. Das rosa Mützchen ist dreiteilig; man probiert den Schnitt am besten an der Puppe selbst und garniert das Häubchen zierlich mit Chiffon und schmalem Bändchen.

**Für die Küche.**

Nochmals: Rezept für Christstollen. 7 bis 8 Pfd. feines Mehl, 40 Lot Zucker, Vanille, Citronenschale,  $\frac{1}{4}$  Pfd. Rosinen,  $\frac{1}{2}$  Pfd. süße Mandeln, 1 Pfd. Butter, 1 l Sahne,  $\frac{1}{2}$  l Milch und für 20 Pfg. Gefe. Alle diese Zutaten müssen warm sein; das mit Zucker vermischte Mehl wird zwischen den Händen mit der Butter verrieben, alsdann nimmt man etwas hiervon, thut es zur zerbröckelten Gefe und etwas warmer Milch. Ist diese aufgegangen, so verarbeitet man das Ganze, je länger je besser, zu einem Teig, der lange gehn muß; (am Abend eingerührt bis zum Morgen). Geformt wird er mit Ei bestrichen, mit Zucker und Mandeln bestreut; er muß dann noch einmal gut aufgehen, bevor er gebacken wird. **M. A.**

Formen für Weihnachtsg Gebäck. Selbstbe-reitetes kleines Weihnachtsg Gebäck für den Baum und für die Konfetteller gibt es wohl in den meisten Familien. Als Form wird gewöhnlich nur ein Weinglas benutzt. Weihnachtvoller werden aber die Kuchen, wenn man allerlei hübsche Formen dazu hat. Solche sind zwar hier und dort käuflich, doch lassen sie sich mit einigem Geschick leicht selbst anfertigen, wobei die Bar-auslagen nicht einen Pfennig betragen, was für heranwachsende Jünglinge, welche ihren Schwestern oder Mittern eine Freude bereiten wollen, doch auch mit-spricht. — Wir holen uns also aus einem Winkel der Speise- oder Numpfkammer eine große leere Konferven-büchse, reihen mit Hilfe des Stenmeißels und der Peißzange den Boden ab, schneiden mit einer alten Schere nahe der Vorfelle die Büchse auf und erhalten so ein rechteckig geformtes Stück Weißblech. Dieses schneiden wir sodann in Streifen von je 1 cm Breite, indem wir zunächst mit einem Meißel (z. B. Kroten-löser eines guten Tafelmessers) einreizen und dann durch Hin- und Herbiegen abbrechen. Jeder Streifen wird zunächst kreisförmig gebogen, dann werden die beiden Enden mit der Drahtzange 2—3 mm hakenförmig umgebogen, in einander gefügt, fest zusammengebrückt und noch durch einige kräftige Wisse mit der Kneifzange vernietet. So ist der Ring fester, als gelötet, und läßt sich nun leicht mittels der Drahtzange zu allerlei hübs-chen Formen verarbeiten. Besonders bei regelmäßigen Figuren ist es ratsam, die Biegungsstellen vorher mit Tinte oder Blei zu markieren. Recht weihnachtlich sehen verschiedene hübsche Sternformen aus. Die des Raumes wegen unten verkleinert wiedergegebenen Muster lassen sich mit Phantastie und Geschick natürlich noch vermehren. Man kann auch aus zwei Streifen einen Ring bilden zu größeren Formen, z. B. für Honig-tuchmänner, wobei wir's freilich mit der Anatomie nicht so genau nehmen dürfen, wie Herr Prof. Birchow. Um die Sterne aufhängen zu können, werden sie in der Mitte mit einem Apfelfeder oder Trauring aus-gestochen.

**Weihnachtsg Gebäck.** 1. Hase Inuß Gebäck. Von 675 g geriebenen Nußkernen,  $\frac{1}{2}$  Pfd. geriebenen Mandeln, dem steifen Schnee von 10 Eiweiß, mit  $\frac{1}{2}$  Pfd. gestohnem Zucker verrührt, schneidet man längliche Schnittchen oder sticht mit untenstehenden kleinen Formen aus. Vor dem Ausrollen muß das Brett mit Zucker bestäubt werden. Vor dem Backen kommt folgender Guß darüber:  $\frac{1}{4}$  Pfd. gestohener Zucker, 1 Päckchen Vanillin, Schnee von 3 Eiweiß. Das Blech wird leicht mit Butter bestrichen. Der Ofen muß gut warm, aber nicht heiß sein. 2. Schokolade-Ma-kronen. Der steife Schnee von 8 Eiweiß wird mit 500 g Zucker dünn gerührt, 60 bis 90 g geriebene Scho-kolade, 500 g ungeschälte, geriebene Mandeln, nebst dem Saft einer Citrone hinzugegeben. Hiervon werden kleine Häubchen in hübscher Form auf ein mit Butter bestrichenes Blech gesetzt und bei mäßiger Hitze ge-bakten. Sollte die Masse zu dünn sein, so helfe man sich mit etwas Grießmehl. **M. A.**

**Fragen.**

24) Gibt es in Magdeburg ein Heim, wo Damen gut und nicht zu teuer wohnen, und würde eine Dabeim-leserin vielleicht freundlich mitteilen, in welchem Miet-preise eine Wohnung für 2 Damen steht von etwa 3 bis 4 Zimmern nebst Küche u. i. w. Im voraus besten Dank. **M. A.**

**Auskunft.**

Fr. 2. (Antwort an Armide S.) Einen guten, farblosen Kitt erhält man durch Auflösen weißer Gelatine in Essigsäure (10 Pfd.). Die Flüssigkeit, unge-fähr so dick wie Fischleim, wird auf die Bruchstellen kalt aufgetragen, die Stücke werden angepaßt; Über-quellendes wird sauber mit dem Federmeißel entfernt. Der gekittete Gegenstand muß dann 14 Tage, besser noch etwas länger, ruhig stehen, ehe er gebraucht wird. Ein Bierkrug, der täglich benutzt wurde, hat sehr gut gehalten, bis nach langer Zeit nicht das gekittete Stück, sondern ein neues ausgebrochen wurde.

Fr. 11. (S. in P.) Der Fragerin möchte ich em-pfehlen, im Evangelischen Diakonie-Verein, welcher mehrere große Krankenhäuser eingerichtet, sich der Krankenpflege als Schwester zu widmen, da ich von mehreren mir nahestehenden jungen Mädchen, welche dort als Schwestern ausgebildet sind, stets höre, wie wohl und innerlich befriedigt sich dieselben fühlen. Wenden Sie sich wegen der Aufnahmebedingungen an den Diakonie-Verein in Zehlendorf bei Berlin. **M. A.**

Fr. 18. (E. A. in L.) Sich von dem alten Zinn zum Zweck des Umkühlens trennen zu wollen, erscheint in unserer Zeit, die mit großem Eifer das alte Zinn wieder zu Ehren bringt, nicht recht ange-bracht. Sollte es sich nicht von einem Fachmann gut reinigen und etwas pulven lassen? Obwohl doch grade der alte graulichste Ton so schön und edel ist! Jedem-falls, glaube ich, bedarf es nur eines Inertes, und Sie werden besser thun, die Zinnschüssel und Teller zu verkaufen. **Eva Katharina.**

**Redaktionspost.**

Dabeimleserin E. M. in Posen. Wenden Sie sich wegen des Beckolens- oder Gasfischofens an die Gasfischapparate-Fabrik von Schöne & Co. in Dessau. Derselbe wird Ihnen höchstwahrscheinlich das Gewünschte liefern können. Kaufen Sie sich die Preis-liste derselben kommen. Wir kommen noch auf diese Fabrikate zurück.

Luitz A. in D. Der diesjährige Weihnachts-katalog der Firma Heinrich Jordan, Berlin, Marktgrafenstr. 104—107, enthält eine Zusammenstellung aller praktischen und nützlichen Gegenstände der Bekleidungs- und Einrichtungsbranche.

**Farrfrau auf dem Lande.** Für Ihre Frage nach einem Pfefferkuchenhäuschen ist es schon zu spät. Die Beantwortung würde nicht mehr rechtzeitig veröffentlicht werden können.



Formen für Weihnachtsg Gebäck. (Text siehe oben.)



## Befiegter Stein.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)



Matthiesen, der sonst meist so wortfarge Mann, mußte sprechen, wie um sich selbst zu überreden.

„Wie kannst Du nur so ungerecht sein, Gertrud. Machst Du der Gräfin etwa zum Vorwurf, daß sie sich geschmackvoll kleidet? Mehr weißt Du doch kaum von ihr. Weißt nicht, wie immer gleichmäßig lebenswürdig sie ist, wie voll regen Interesses, wie sie zu plaudern versteht und zuzuhören. Du selbst wirst Dich ihrem Charme nicht entziehen können. Und sie ist so harmlos, dabei so ohne jedes Vorurteil . . . auch ohne jedes nationale Vorurteil. Die erste Französin, die ich kennen lernte, die uns und unser Aufstreben unbefangen würdigt.“

Gertrud war ruhiger geworden. Sie lehnte stumm am Tisch, die Hände aufgestützt, die Augen fragend auf den Bruder gerichtet.

Der Blick wurde ihm allmählich immer unbequemer. Und so begann er das Thema zu verändern: „Ich kann mir noch gar nicht erklären, was Dich so erregt hat — heute. Du bist doch sonst so verständlich, Trude. Es muß da noch ein besonderer Grund dahinterstecken. Du — Du! Wenn Du mir Vorlesungen über Liebe halten willst, dann könnte ich eigentlich — —“

Er brach jäh ab.

Dem plötzlich gellte die Telephonklingel laut durchs Zimmer. Nicht zum kurzen Anruf — in ununterbrochenem Glockenschlag.

Es klang wie ein Hilfeschrei —

Er stürzte zum Apparat, riß das Mikrophon vom Haken.

„Hier . . . Matthiesen!“

Gertrud war stehen geblieben. Langsam, mit beiden flachen Händen, ganz mechanisch, glättete sie das Haar an den Schläfen.

Sie konnte nicht hören, was des Bruders Ohr auffing. Aber sie hörte aus seiner kurzen Antwort: „Ich komme sofort! Sofort!“ heraus, daß sich etwas Schreckliches ereignet haben müsse. So hatte seine volle, starke Stimme noch nie gezittert.

Nun wandte er sich endlich um.

Er versuchte, sich zur Ruhe zu zwingen. Aber er sah totenblaß aus.

„Erschrick nicht, Trude!“ jagte er gepreßt. „Wir haben vor Ort bei der letzten Attacke eine große Wasserader angeschlagen. Es ist Gefahr im Verzuge. Ich muß sofort einfahren.“

Da hing sie auch schon an seinem Halse.

„Gott sei mit Dir! Mit Euch allen!“

### 10. Kapitel.

Fast gleichzeitig mit Matthiesen trafen fast alle, nicht im Stollen beschäftigten Ingenieure auf dem Bahnhof vor dem Tunnelingang ein; dazu verschiedene Werkmeister, einzelne Capos, eine Schar Arbeiter aus den Schmieden. Es wogte auf dem kleinen Perron hin und her. Jeder wollte etwas Neues wissen; niemand wußte etwas Bestimmtes. Die Telephonleitung von vor Ort, durch die Pestel noch den Wassereinbruch nach dem Bureau gemeldet hatte, mußte beschädigt sein, verjagte jedenfalls.

Befürchtungen, Beruhigungen, Schilderungen ähnlicher Vorfälle, allerlei Mutmaßungen, Rat schläge schwirrten im Kreise der Ingenieure durch einander. Der Haufe der Arbeiter wuchs zusehends. Die Kunde des Unfalls mußte sich mit Windeseile verbreitet haben. Die Leute drängten sich an einander, raunten, gestikulierten, zählten, rechneten die Männer auf, die vor Ort gewesen sein mußten, nannten die Namen.

Matthiesen hatte der Schwester nicht die volle Wahrheit gesagt. Hier wußte man sie bereits. Es handelte sich nicht nur um das Anschlagen einer übermächtigen Wasserader, ein Firstenbruch war hinzugekommen oder hatte jenes hervorgerufen.

Auf dem kurzen, im Sturmischritt zurückgelegten Wege hatte Matthiesen alle Möglichkeiten, jede Notwendigkeit überlegt. Vor allem: er mußte, so schnell es ging, mit einem Hilfszug an Ort und Stelle — dort wahrscheinlich mittelst eines Staudamms, im Notfall einer Mauer den übermäßigen Wasserzufluß abschließen. Aber kam er noch zurecht? Im Gotthardtunnel hatte in einem ähnlichen Fall der Zufluß 1200 Kubikmeter in der Stunde betragen — er konnte hier noch größer sein. Matthiesen vergegenwärtigte sich die Lage, den Einfall der in der letzten Periode durchfahrenen Gesteinsschichten; vergegenwärtigte sich die lange Regenzeit des Frühlings, in der sich der Berg in allen Klüften vollgesehen haben

mochte wie ein poriger Schwamm; vergegenwärtigte sich all die Schwierigkeiten, die schon bisher für die Wasserförderung aus dem Stollen bestanden hatten. Der neue Unfall konnte — wenn nichts Schlimmeres — einen Verlust von Wochen, Monaten bedeuten —

Aber nur Ruhe! Ruhe! Kühle Überlegung! Sich nichts anmerken lassen von den Sorgen in der eigenen Brust!

Er verteilte seine Ingenieure, wies ihnen die nächsten Aufgaben zu, raffte die zuverlässigsten unter den anwesenden Arbeitern zusammen, ließ aus den Depots Faszinen und Zimmerholz heranschleppen.

Der aus dem Stollen kommende Zug war in einer Viertelstunde fällig; er mußte ja doch abgewartet werden, so qualvoll diese Minuten waren. Und die Leute mußten beschäftigt werden. Nur die Thätigkeit hielt sie in Ordnung, von sinnlosem Hineinströmen in den Tunnel, von sich steigender Aufregung zurück. Schon kamen ja auch einzelne Weiber angelaufen; schreiend, heulend, das ganze Unternehmen verfluchend; als Matthiesen die Lattenthür am Perron schließen ließ, sammelte sich jenseits eine ganze Gruppe, mitten unter ihnen die alte Nonna. Ihr grobsträhniges weißes Haar leuchtete grad unter der elektrischen Lampe; sie reckte die Arme hoch und schrie wie eine Besessene: der Pietro habe ihr gestern erst erzählt, wie lo spetto, der Berggeist, unheilbringend gleich einer schwarzen Wolke am First entlang gezogen sei, mit grauem Antlitz —

Endlich fauchte der Zug heran.

Alles stürzte, stürmte auf den Maschinenführer, auf die paar Arbeiter, die in den schuttbeladenen Lowries kauerten, los.

Aber sie wußten von nichts. Sie waren völlig überrascht von der Schreckenskunde. Der Zug war ja auch nur bis zum Bahnhof gefahren, hatte dann auf Meter 2400 Geröll vom Vollaussbruch geladen . . . über sechs Kilometer von der Unglücksstelle entfernt.

Doch nun war wenigstens das Geleise frei, die Einfahrt möglich.

In Hast und Eile nahm die Maschine Wasser, wurden ihr ein paar Lowries mit Faszinen und Gebälk angehängt.

Matthiesen stieg selbst auf die Lokomotive. Er wollte voran sein. Der Gefahr der nächste. Im letzten Augenblick schwang sich neben ihn noch Doktor Gisbert hinauf. Sie drückten sich nur stumm die Hand.

Als dann die Maschine durch das Einfahrtsthor rasselte, über die letzte Weichenkurve hinweg, sagte Matthiesen halb unbewußt, der Gewohnheit folgend: „Glück auf!“ Der Doktor, der Maschinenführer sprachen es mechanisch nach. Und jeder fühlte erst, als der alte Bergmannspruch verklungen war, den seltsamen, schmerzlichen Kontrast der Worte zu dieser Fahrt.

Bis zum Bahnhof war in den letzten Wochen elektrische Beleuchtung gelegt worden. Es ging in möglichst schnellem Tempo an den verschiedenen Arbeitsstellen für den Vollaussbruch und an den Querschlägen zum Parallelstollen vorüber. Die Leute rechts und links sahen erstaunt auf. Was bedeutete denn das, daß der Zug so schnell wieder zurückkam? Aber sie arbeiteten gleich wieder ruhig weiter. „Questo non spetta a me —, „das geht mich nichts an!“ Sie ahnten noch nichts.

Erst am Bahnhof herrschte einige Erregung. Hier war die Unterbrechung der telephonischen Verbindung bemerkt worden. Auch kam gerade Rovere, der auf Meter 5200 im Querschlag zum Parallelstollen beschäftigt gewesen war, mit bestürztem Gesicht zurück samt seinen Arbeitern: Der Wasserzufluß sei plötzlich im Stollen von vorn her bedenklich gestiegen.

Matthiesen unterdrückte mit Mühe eine heftige Entgegnung, den Vorwurf, warum er denn nicht versucht habe, der Ursache nachzugehen, den Kameraden vor Dr. Hilfe zu bringen. Er winkte Rovere nur zu, auf der nächsten Lowry aufzusteigen.

Und weiter kroch die Maschine, nun in der dunklen, ewigen Nacht, in der Enge der Felswände.

Wortlos lehnten die drei Männer neben einander und spähten hinaus ins Dunkle, dorthin, wo der dürstige Schein

der Laterne vorn an der Stirn der Lokomotive in der Finsternis erlosch.

Einmal zuckte Matthiesen unwillkürlich zusammen. Er hatte im Vorüberfahren die Thür des Dynamitmagazins erkannt, vor der Buntal den letzten Atenzug gethan hatte.

Was lag nicht alles zwischen jener Stunde und heute? Schmerz und Leid, Hoffnungen und Entwürfe, Enttäuschungen und wieder ein langames sich Aufrichten. Und Arbeit . . . Arbeit! Und nun vielleicht auch sie vergebens. Als ob die Elemente doch des Menschenwissens und der Menschenhand spotteten —

Die übergewaltige Erregung ließ heut niemand die Gluthitze, die dumpfe, schwüle, kohlendunstgeschwängerte Atmosphäre empfinden. In der peinvollen Erwartung verschwand jedes körperliche Mißbehagen. Matthiesen fühlte nicht einmal, wie ihm der Schweiß aus allen Poren brach, und daß die Kleider am Leibe zu kleben begannen.

Aber er sah, wie der Abzugsgraben rechts bis zum Rande gefüllt war; wie dann, eine Minute später, das Wasser in dünner Schicht die Stollensohle bedeckte, wo es gestern noch trocken gewesen war; er hörte, wie gleich darauf die Räder der Maschine im Rassen gurgelten, während das feurige Auge vorn nicht mehr über die glatten Eisengeleise leuchtete, sondern auf eine gleichmäßige schwarze, schillernde Fläche.

Wieder ein paar Minuten später sagte neben ihm der Maschinenführer mit gepreßter Stimme: „Biel weiter geht's nicht! Das Wasser reicht schon bis an den Achskasten —“

„So weit als möglich, mein Alter!“

Er wollte recht gelassen und ruhig sprechen. Aber er fühlte, die Worte klangen unheimlich hohl. Und während die Lokomotive langsam weiter kroch und er angstvoll nach vorn spähte, ob denn nicht endlich, endlich Pessel mit seinen Leuten rechts oder links an den Felswänden auftauchen, ob nicht eine Grubenlampe ihm entgegenwinken würde — überkam ihn zum erstenmale ein Gefühl des Verzagens. Das entsetzliche Empfinden der Machtlosigkeit, der Schwäche gegenüber diesem kalten Stein, der Menschenleben auf Menschenleben forderte. Vor seinem geistigen Auge tauchte plötzlich, greifbar deutlich, die lange stumme Gräberreihe auf am Fuß des Branca; die Kreuze über den Hügeln erschienen vor ihm wie graue Zeugen, die ihn anklagten; und dann war es ihm, als streiche über seinem Haupte eine dunkle schwarze Wolke hin und packe ihn im Genick —

Nerven!

Er biß sich auf die Lippen, daß sie schmerzten. Nerven! Wie kam er zu Nerven!

Der Maschinenführer drückte am Hebel. „Es geht nicht weiter, Herr! Noch eine Minute, und das Wasser löscht mir das Feuer unter dem Kessel aus!“ Die Lokomotive hielt. Matthiesen sprang herab in das gurgelnde Wasser, das ihm bis über die Kniee reichte.

Langsam scharten sich die Arbeiter, die er mitgenommen hatte, um ihn.

Als er seine Grubenlampe hoch hob und über sie hinweg leuchtete, erkannte er deutlich, daß die erregte Begeisterung, mit der sie sich zur Einfahrt gedrängt hatten, verrauscht war. Er erkannte einige — auch der junge Sizilianer, der Luigi, war unter ihnen.

Er sprach einige aufmunternde Worte, gab ein paar Anordnungen wegen der Minahme möglichst vieler Faszinen —

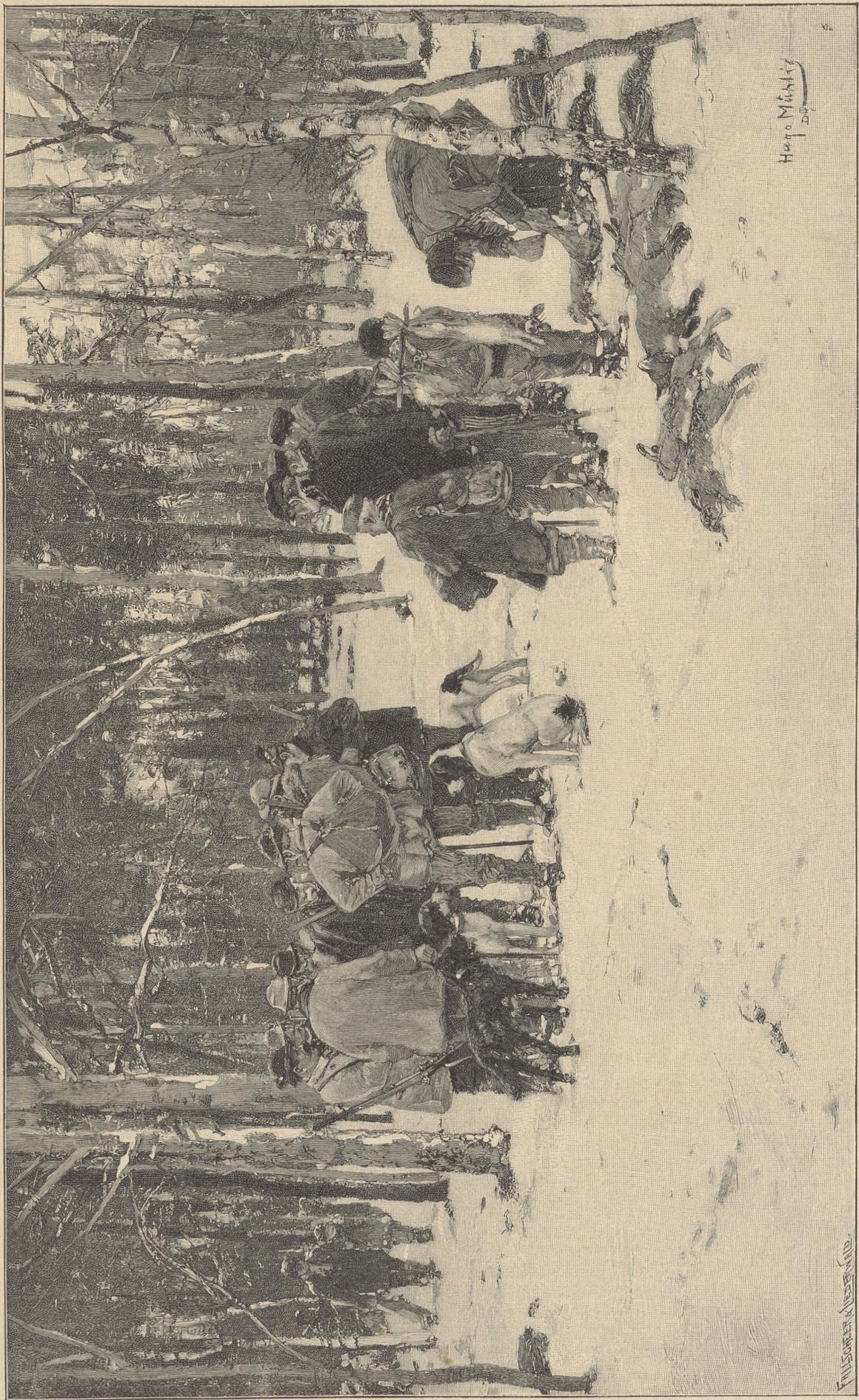
Man gehorchte. Aber er fühlte, daß er die Leute nur noch durch sein eigenes Beispiel vorwärts bringen könne. Wie der Offizier beim letzten Anlauf gegen den Feind . . . „Avanti!“

Und nun wurde er plötzlich ganz ruhig. Es war, als ob seine Nerven, die soeben noch am Versagen gewesen waren, ihre Spannkraft mit einemmale wiedergewonnen hätten.

„Avanti!“ wiederholte er.

Das Wasser stieg und stieg.

Wie in einem Strombett schritten sie vorwärts in das Dunkel hinein. Weiter und weiter. Die Füße tastend nach dem Geröll und Gebälk, das die langsam strudelnde Flut



Hugo Mühlitz  
Dip.

F. W. SCHMIDT  
D. 1860

Nach einem Waldreiben. Nach dem Gemälde von Hugo Mühlitz.

verdeckte, strauchelnd, sich wieder aufrichtend. Er immer voran. Neben ihm der Arzt. Die Augen nach vorn, sehnsüchtig.

Hinter ihm die lange Kette. Dann und wann ein halbunterdrückter Fluch. Ein Stöhnen und Ächzen. Totenstille sonst; nur das Klatschen des Wassers gegen die Körper und sein gleichmäßiges Gurgeln, wenn es über ein Stück Zimmerung, über einen Stapel Schienen dahinbrodelte.

Und immer noch stieg es. Bis fast an die Hüften reichte es jetzt. Und es war, als presse es die verdorbene Luft im verengten Raume oberhalb seines Spiegels noch mehr zusammen. Kaum noch möglich zu atmen —

Einmal hörte Matthiesen hinter sich: „Alto là! Fermo là! Halt!“ —

Er wandte sich nur um mit hochoberer Lampe, rief zurück: „Wir haben nur noch einen Kilometer bis vor Ort! Wollt Ihr die Kameraden in Stich lassen? Avanti!“ und schritt weiter aus. Dann wieder sah er, wie Doktor Gisbert neben ihm schwankte. Er griff nach seinem Arm und zog ihn mit: „Um unsrer Ehre willen — vorwärts! Bleiben wir zurück, zögern wir nur, so ist alles verloren.“

Endlich — endlich —

Ein schwacher Lichtschein nur. Ein Stern schien's im Raum, ganz, ganz weit entfernt noch, ein winziger, heller Punkt, fast oben am First des Stollens —

War's eine Täuschung?

Matthiesen blieb stehen.

Er beugte sich weit vor, wölbte die linke Hand über den Augen.

Mein Gott! Mein Gott! Wenn es eine Täuschung war?

Aber nein! Das Lichtpünktchen schob sich hin und her, es bewegte sich. Und jetzt leuchtete daneben ein schwacher zweiter Stern auf.

Sie waren es! Er kam nicht zu spät!

Und mit einemmale durchrieselte, erschütterte ihn eine nicht zu bändigende Jubelfreude. Er wußte kaum, was er that. Dem Doktor schob er die Grubenlampe in die Rechte; legte beide Hände an den Mund und that einen langhinhallenden, lauten Fuchzer — so laut, daß er meinte, die Brust müsse ihm zerpringen.

Dann riß er die Lampe wieder an sich und stürmte vorwärts. Nun mochte hinter ihm zurückbleiben, wer da wollte. Ihm war's, als könne er — er, ganz allein, dem Wasser gebieten: stehe still! und dem Steine: thue Dich auf!

Er achtete nicht mehr darauf, daß er sich die Füße wund stieß am unter dem Wasser aufgetürmten Schutt, daß die Soppe ihm an einer Bohrmaschine, die stehen geblieben war, zerfetzte — nur vorwärts! Vorwärts!

Und im vollen Lauf schwenkte er seine Lampe über sich und jauchzte und rief: „Wir kommen!“

Bis er dann endlich neben Pestel stand, die feuchende Brust im Wasser, und ihn an sich zog und atemlos fragte: „Warum . . . warum . . . gingen Sie nicht zurück?“

Da hob der junge Bauführer den Arm und wies um sich und sagte ganz schlicht, als sei es etwas Selbstverständliches: „Aber wie durfte ich denn, Herr Matthiesen? Ich mußte hier doch aushalten — so lang es irgend ging.“

Jetzt erst sah es Matthiesen beim flackernden Schein der Grubenlampen: mit fast übermenschlicher Kraft hatte der Wackere gegen die Gefahr gekämpft. Gerade an der Stelle, wo er selbst es geplant, jenseits des letzten Querschlags zum Parallelstollen, hatte er einen Staudamm aufgeführt aus Zimmerholz und dem Geröll der letzten Sprengungen, mässig, breit und stark. Der hinderte freilich nicht, daß das Wasser überall durchsickerte — schon sloß es auch über die Dammkrone —, aber er hatte doch die erste Wucht der hereinbrechenden Wassermassen aufgehalten. Hinter ihm stand der Wasserpiegel in Schulterhöhe —

Matthiesen drückte dem Bauführer die Hand: „Das verzeihe ich Ihnen nicht, Pestel! Und Ihre Leute?“

Über das Gesicht des jungen Mannes wetterleuchtete es: „Zehn Mann habe ich hier — drei verloren wir vor Ort.

Es brach zu plöblich über uns herein. Sie wurden sofort vom Firstbruch zerschmettert . . .“

Einen Augenblick standen sie wortlos neben einander. Matthiesen hatte die Filzcappe vom Kopf genommen. Er atmete schwer.

Aber die Lage erforderte sofort thatkräftiges Eingreifen. Inzwischen waren die Vordersten der Hilfskolonne herangekommen. Es galt, den Staudamm zu erhöhen, zu verstärken; den Abfluß zu regulieren, daß die Arbeit im übrigen Tunnel nicht gehemmt wurde; endlich mußte ja dann doch, sobald die Wasserader sich erschöpfte, der Zustrom aufhören.

Die Faschinen türmten sich, durch Gesteinsblöcke beschwert, über einander; mit starken Bohlen und Brettern aus dem Querschlag wurden sie gestützt, mit festen Drahtschlingen verankert.

Matthiesen griff selbst zu. In ihm war eine frohe Genugthuung: „Trogallem — Du bist doch nicht zu spät gekommen!“ Wie immer in solchen Momenten, gab es ihm eine seelische Erleichterung, seine Muskeln zu spannen, seine Riesenkräfte auch körperlich zu verwerten. Und dabei freute er sich, wie wacker die anderen mitthaten trotz der erdrückenden Hitze, der dumpfen, nassen Luft, des atembeklemmenden Dunstes. Dem und jenem rief er ein Wort der Anerkennung zu. Einmal sah er auch das dunkle, schweißstriebe Gesicht Luigis dicht neben sich, dessen glänzende Augen, das feuchte, an der Stirn klebende schwarze Haar. Der junge Sizilianer schien für zwei zu arbeiten. „Bravo, Luigi!“

Der Damm war fast schon bis zum First emporgewachsen und so dicht und so gesichert, daß das durchsickernde Wasser kaum noch in Betracht kam. Matthiesen bemerkte denn auch deutlich, wie das Wasser diesseits des Dammes, dem Fall der Stollensohle nach, bereits abzulaufen begann, der Spiegel sich senkte. Als er zu Pestel trat, war ihm die Flut fast bis zur Brust gegangen, jetzt reichte sie nur noch bis zu den Hüften.

Gottlob! Menschlichem Ermessen nach war die schlimmste Gefahr für diesmal überwunden.

An dem Eingang zum letzten Querschlag hatte er noch einen größeren Stapel Pfähle bemerkt. Er gab jetzt Weisung, diese heranzuschaffen, und ging selbst mit einigen Arbeitern hinüber; Pestel rechts neben ihm.

Sie blieben mit einigen Leuten aus Zufall etwas hinter dem Haupttrupp zurück, und Matthiesen nahm die Gelegenheit wahr, dem Kollegen noch einmal die Hand zu drücken. „Manch anderer junger, glücklicher Bräutigam hätte anders gehandelt —“

Pestel neigte ein wenig den Kopf: „Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, Herr Matthiesen. Es gab einen Moment, in dem dachte ich auch nur an Annita . . . aber dann kam doch gleich wieder das Bewußtsein: Du stehst hier als Soldat auf Deinem Posten . . . über allem die Pflicht —“

„Ja . . . die Pflicht . . . die . . .“

Plötzlich unterbrach sich Matthiesen. Er griff nach dem Herzen. Es war ihm, als habe er einen heftigen Stoß, einen Schlag bekommen — er hörte noch Pestels Aufschrei —

Dann sank er vornüber, brach völlig nieder, und das Wasser schlug gurgelnd über ihn zusammen.

## 11. Kapitel.

In der Villa Lintal hatte es am Abend, nach langem Scheinfrieden, doch einen Zusammenstoß zwischen den beiden Damen gegeben.

All die Wochen hindurch hatte Madeleine die Gräfin gewähren lassen, als ginge ihr Treiben und Thun sie so wenig an wie ihr Denken. Es war unvermeidlich gewesen, daß sie sich in dieser Zeit wieder mehr in sich selbst zurückzog, das gute Einvernehmen litt jedoch darunter anscheinend nicht. Madeleine war viel ruhiger geworden. Sie las viel, meist schwere wissenschaftliche, besonders historische Werke, über die Odile gelegentlich das feine Näschen rümpfte. Waren sie beisammen, so sorgte die Gräfin mit ihren unerjählichen Einfällen schon für die Unterhaltung. Der Name Matthiesen

wurde, wie auf Verabredung, seit Wochen zwischen ihnen nicht genannt.

Madeleine war einige Tage verreist gewesen. Bei der Familie Sacher in Winterthur; weniger aus innerem Bedürfnis nach Abwechslung, als um den wiederholten Einladungen gegenüber nicht unhöflich zu erscheinen und weil sie mit dem Oberst einige Vermögensangelegenheiten zu besprechen hatte. Sie kam erst gegen Mittag über Locarno zurück. Wie Odiles scharfe Augen sofort bemerkten, sichtlich erschöpft und angeregt. Auch hatte sie, zum erstenmale seit des Vaters Tode, einige kleine Veränderungen an ihrer Toilette vorgenommen. Sie trug noch tiefe Trauer, aber in einer gefälligeren Anordnung, so daß die Gräfin meinte: „Ihr scheint ja da in Winterthur einen ganz geschickten Schneider zu haben. Aber soll ich Dir nicht einmal ein Modell von Redfern kommen lassen?“

Als sie sich bei Tisch gegenüber saßen, fragte Madeleine: „Nun, Odile . . . die Zeit ist Dir nicht allzulang geworden?“

„Die Zeit wird mir nie lang. Das müßtest Du doch wissen.“

„Gab's etwas Neues hier?“

„Gewiß. Dein Hühnerhof soll sich um drei neue Individuen vermehrt haben. Auch hat mir Marion endgültig erklärt, sie halte es hier nicht länger aus. Ein Zwischenfall, der sich glücklicher- und üblicherweise durch ein paar Louisdors ausgleichen ließ. Dann kam gestern die Post mit acht Reichthalern. Auf dem Boulevard des Italiens gab es vorgestern eine solenne Prügelei, weil irgend ein Pietro irgend einem Gennario einen Korb mit Maccaroni gestohlen hatte —“

„Und —“

„Du bist einfach unbescheiden in Deinen Ansprüchen, ma chérie! Aber ja — allerdings —“ Odile machte ein besonders pflügendes Gesicht — „ich hatte heut den Vorzug einer neuen Bekanntschaft: Fräulein“ — sie sprach es deutsch, mit komischer Anstrengung — „Fräulein Gertrud Matthiesen . . .“

Madeleine blieb scheinbar ganz ruhig. Aber sie sagte doch etwas spitz: „Frage ich nun besser: endlich? Oder: schon?“

„Bereinige beides: endlich! Denn ich war ein bißel neugierig. Schon! Denn . . . nun ja . . . denn die junge Dame — wenn der Ausdruck zutrifft — benahm sich eben so thöricht wie unhöflich.“

„Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um, sagt ein deutsches Sprichwort!“ Madeleine lachte etwas nervös.

„Ach — mit dem Umkommen hat's noch gute Zeit. Ich befinde mich außerordentlich wohl. Die Luft von Mella bekommt mir vorzüglich. Fast zu gut, denn Marion behauptet, mein Taillenmaß habe um beinahe zwei Centimeter zugenommen. Schrecklich! Und das Gänschen! Ich nahm's ihr nicht 'mal übel — solch jungem, unerfahrenem Dinge.“

„Du bist ja sehr gütig, Odile —“

„Bin ich auch! Ich habe eine wahrhaft krankhafte Lust, nicht nur gütig, sondern auch gut zu sein . . . soweit das meinem Naturell entspricht . . .“

„Und keine besonderen Anstrengungen erfordert. Verzeihe, chérie, es war nicht böse gemeint.“

„Du brauchst Dich gar nicht zu entschuldigen. Denn — weißt Du — es ist meine Überzeugung: niemand kann gegen sich selbst an. Du auch nicht!“

„Das käme doch darauf an. Ich meine im Gegenteil, wir — soweit wir nicht verdummt oder böseartig sind — wir alle befinden uns in einem fortwährenden Umwertungsprozeß.“

„Wir mausern uns! Jawohl! — Aber auch im neuen Federkleid bleibt das Vögelchen das alte, singt immer das selbe Lied.“

Madeleine faltete ihre Serviette zusammen.

„Ich dachte an eine innere Umgestaltung!“ sagte sie kurz und erhob sich.

Dann aber, beim Kaffee, fing sie plötzlich von neuem an.

„A propos, Odile . . . was macht der cher oncle?“

Die Gräfin träufelte gerade ein paar Tropfen Cognac auf ein Zuckertüch. Sie ließ sich dabei nicht stören.

„Cialdini?“ meinte sie dann. „Nun, er schilt auf die Regierung, er schilt auf die Bahnverwaltung, die sein altes Raubschloß zu expropriieren droht, er liest den langweiligen Petrarca und den noch langweiligeren Dante, er drehseht, und — wenn ich da bin — macht er mir die Cour. Voilà tout!“

„Das muß ja sehr amüsant sein — das!“

„Was? Das Drehseht?“

„Für Dich — der alte Marcheje als Verehrer!“

„Es geht, liebe Madeleine. Es ist immerhin anders, als man es heutzutage gewohnt ist. Ein wenig Louis XV., ein wenig Philipp II. . .“

„So — das Schloß muß doch aber, außer dem guten Cialdini, noch seine besonderen Anziehungskräfte für Dich haben . . .“

Odile hob langsam die langen seidigen Wimpern. Einen Augenblick sah sie schweigend, forschend in das schöne Gesicht ihr gegenüber; das seine Erregung nur so mühsam beherrschte.

Sie schüttelte den Kopf: „Aber, Madeleine! Madeleine! Willst Du mir etwa eine Scene machen?“ sagte sie, plötzlich ganz ernst und vorwurfsvoll.

Madeleine lachte nervös: „Eine Scene — ich? Ich bitte Dich! Mir kann es ja doch ganz gleichgültig sein, absolut gleichgültig, ob Du Dich kompromittierst. Nur eben . . . daß man sogar schon in Winterthur davon spricht . . . das klatscht und tratscht in diesen Ingenieur- und Beamtenkreisen, . . . daß man —“ sie brach jäb ab.

„So vollende doch, Madeleine! Oder soll ich es: . . . daß man annimmt, eine gewisse kleine, vielleicht nicht ganz häßliche Person vergnüge sich hier in einem koketten Spiel! Daß man für das Opfer dieses Spiels schon ein bedauerndes Achselzucken hat!“ Odile unterbrach sich, schöpfte tief Atem, ließ die Spitze ihres Zeigefingers ein paarmal an der Tischkante auf- und abgleiten — dann fuhr sie impulsiv fort: „Wenn es nun aber gar kein Spiel wäre, meine teure Madeleine . . .?“

Vielleicht hatte die Gräfin erwartet, daß die Freundin auffahren, erregt, heftig entgegenen würde. Sie sah so eigen fragend, fast lauernd zu ihr hinüber. Aber Madeleine rührte sich nicht. Es schien, als habe sie die nervöse Aufregung, in der sie das Gespräch eingeleitet, völlig überwunden. Sie saß stumm, ein wenig blässer wohl als sonst, die großen Augen geradeaus gerichtet — an Odile vorüber. Es war, als lausche sie in die Ferne.

Und jetzt hörte auch die andere es.

Von der Fahrstraße klang es herauf.

Als ob dort unten eine Volksmasse sich vorwärts wälze. Menschentritte, raumende Menschenstimmen, ein Schrei dann und wann, ein Schluchzen.

Eine Minute saß Madeleine noch, mit dem Ausdruck sich steigender Spannung im Gesicht.

Dann sprang sie auf, eilte an die Balkonthüre, riß sie auf, trat hinaus.

Odile folgte.

Ein wundervoller Sommerabend. Die Luft lind und würzig. Der Mond stand gerade über den schwarzen Schroffen des Branca. Wie geschmolzenes Silber schäumte die Divorca. Die mächtigen Gänge drüben lagen im Schatten. Aber auf dem Installationsgebäude unter ihnen leuchteten die Hunderte von elektrischen Lampen aus dem Dunklen wie Feuerblumen, und zwischen ihnen loderten aus den weit geöffneten Pforten der Werkstätten die roten Gluten der Schmiedeeisen.

Auf der Landstraße diesseits des Flusses aber schob sich, hastig die einen, langsamer die anderen, ein Menschenstrom dem eisernen Laufsteg zu. Vom Arbeiterviertel kam er her — Männer und Frauen und halbwüchsige Kinder. Der helle Mondschein lag auf ihnen. Über den schmalen Vorgarten hinweg konnte man deutlich die erregten Züge erkennen, das lebhaft gebärdenspiel.

(Fortsetzung folgt.)

## Unsere Ostmark.

Zeitgeschichtliche Skizzen von Professor Dr. Ed. Hejd.

### V. Neuzedlitz. Der Ostmarkenverein.

Schon oftmals ist den Deutschen innerhalb und außerhalb der Ostmarken mahnend zugerufen worden: „Ihr müßt selber etwas thun, müßt viel thun, müßt Euch nicht bloß auf die Regierung verlassen!“ Es ist denn auch etwas geschehen, und etliche Hebel sind schon da, mittels derer eine selbständige und große Bethätigung des bewußten Deutschtums die Aufgabe anpacken könnte. Aber verglichen mit dem, was das sehr viel weniger starke und gebildete Polentum, geeinigt in Selbstachtung, Entschlossenheit und Opferwilligkeit, für seine Nationalität thut, bleiben die 60 Millionen Reichsdeutschen oder auch nur derjenige große Bruchteil, der sich als gut deutsch betrachtet, gar kläglich im Rückstande. Es mag wirklich nicht so unberechtigt sein, wenn jemand meint, die Deutschen seien am besten dafür veranlagt, ihre großen und nationalen Angelegenheiten absolutistisch erledigen zu lassen und würden sich dabei am zufriedensten fühlen — vorausgesetzt natürlich, daß jedem Staatsbürger das verfassungsmäßige Recht gewährleistet bleibt, in Wort, Schrift und Bild über die Regierung zu ulken und raisonnieren. Nun, wie dem sein möge, so viel ergibt sich jedenfalls aus der vorläufigen Haltung des Gesamtdeutschtums in der Polenfrage, daß die Abwehr der gegnerischen Aggressive in erster Linie an der verantwortlichen preußischen Regierung „hängen bleibt“ und somit eine ihrer dringlichsten Pflichten bildet.

Wie gesagt, es geschieht doch einiges auch von privater Seite. Und da möchten wir heute zunächst auf eine Schöpfung hinweisen, die zwar nicht umfänglich und in ihren Leistungen noch begrenzt, aber desto interessanter und als Krystallisationskern wichtig ist. Was sie erweist, ist: daß an der Ostmarkenfrage keineswegs immer mit besonderen Opfergaben gearbeitet zu werden braucht. Man kann auch ohnedies unerläßliche und notwendig aufzubringende öffentliche Mittel in deutsche Kulturthaten für den Osten verwandeln, oder umgekehrt gesagt, die dortigen nationalen Bestrebungen können zu allgemeinem sozialem Segen und zur Erleichterung allgemeiner, unpolitischer Fürsorgepflichten werden. Es handelt sich dabei zunächst um das Gebiet der Waisenspflege. Eher als auf dem Festlande hat man in England begriffen, daß mit der kommunalen Aufzucht armer unehelicher und Waisenkinder der Großstädte und mit deren Entlassung ins Leben keineswegs ein Liebeswerk abgeschlossen, sondern vielmehr erst ein neues Problem gestellt werde, das deutlich genug bezeichnet wird durch den Übergang erschreckend vieler derartiger anhangloser Existenten ins Vagabunden- und großstädtische Verbrechertum. Man hat daher in England, und zwar mit bestem Erfolge, begonnen, die anhanglosen Waisenkinder früh in gesunde Kolonialgebiete — nach Kanada — zu bringen und sie dort zu Kolonialbauern und ländlichen Handwerkern zu machen. Für das Thema dieser Aufsätze scheidet die Frage aus, ob etwa auch Deutschland für solchen Zweck einzelne seiner überseeischen Kolonien, z. B. Südwestafrika, verwenden solle. Auf alle Fälle haben wir in der Ostmark ein naheliegendes Gebiet, wo zwar das Land keineswegs so billig ist, wie in mehr oder minder unererschlossenen fremden Erdteilen, wo aber zum Ersatz wieder anderweitige Einrichtungen bestehen, die auch dem Unbemittelten helfen, zu selbständiger Existenz zu gelangen und sogar zum eigensässigen Landmann und Bauern zu werden. Wo ferner an Nachwuchs des deutschen Handwerks ein nur zu fühlbarer Mangel ist, also Fürsorge und Bedürfnis einander aufs beste ergänzen, und wo überdies die Waisen billiger unterhalten und aufgezogen werden können, als irgendwo im Westen und zumal in den großen Städten. Nachdem auch in Deutschland Städte wie Leipzig und Dresden die neuere Praxis eingeschlagen hatten, ihre Waisenkinder — nicht in Anstalten, sondern kolonienweise in Familienpflege — aufs Land zu thun, und damit schöne Ergebnisse für das erwachsene Leben

dieser in ländliche Jugend umgewandelten Jüglinge erzielt hatten, war es eigentlich nur eine weitere Konsequenz und Verbesserung, daß der bekannte Leipziger Reichstagsabgeordnete Prof. Dr. E. Haffe zur Verbilligung und zur nationalen Verwertung dieses neueren Systems auf die Ostmark hinwies. Aus seiner litterarischen Anregung ist 1896 der „Evangelische Verein für Waisenspflege in der Provinz Posen“ hervorgegangen. Wie Professor Haffe gleichzeitig der Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes ist, so hat sich auch der junge Verein zum Teil, jedoch keineswegs ausschließlich aus Mitgliedern dieses Verbandes gebildet. Der Verein steht dem Alldeutschen Verbands, bei mancherlei Unterstützung, die ihm von dort geworden ist und wird, doch selbständig gegenüber, schon weil der Verband überhaupt sich nicht auf derartige praktische Einzelarbeit festlegen kann, vielmehr seine Aufgabe universal stellt, allgemein zum vaterländischen Bewußtsein und zum Verständnis deutscher Gegenwartfragen erziehen und als das „Gewissen der Nation“ die landläufige Gleichgültigkeit wesentlich auf dem Wege litterarischer Aufklärung bekämpfen will. So hat gerade zur Polenfrage schon 1894, als eine solche litterarische Kritik der deutschen Stellungnahme dringend not that, der Verband durch seine Flugschrift „Die deutsche Ostmark“ wirksamen Vorpostendienst geleistet und die sich wieder aufraffende Selbstverteidigung der Deutschen einleiten helfen.

Der Vorstand des evangelischen Vereins für Waisenspflege setzt sich zusammen aus Posener, Leipziger, sowie namentlich auch Elberfeld-Barmener Herren, aus dem Rheinlande, dessen vielgescholtene Schlot- und Kohlenrauchregionen dem übrigen Deutschland am frühesten in der Fähigkeit vorangegangen sind, gemeinnützige Gesinnungen auf den verschiedensten Gebieten in nennenswerte positive Leistungen und mehrstellige Zahlen umzusetzen. Der erste Vorsitzende des Vereins war Graf von Schwerin auf Maltshewo; in Folge seiner Übersiedelung nach Schlesien ist an seine Stelle neuerdings der um dieses Spezialwerk, wie um das deutsche Genossenschaftswesen der Provinz überhaupt sehr verdiente Verbandsdirektor Dr. Hugenberg in Posen gewählt worden. Die opferwilligen Gründer des Vereins, welchem u. a. die verstorbene Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar als lebenslangliches Mitglied beitrug, gingen unverweilt ans Werk und fanden außer von warmherzigen Privatpersonen die Unterstützung des evangelischen Bundes, sowie sonstiger, national oder sozialpolitisch denkender Vereinigungen; kirchlich-evangelische Körperschaften der Provinz Posen und die Ansiedlungskommission wandten ihm Förderung zu. Eine noch engere Verständigung mit der inneren Mission wird nur wertvoll und sicherlich beiden Teilen erwünscht sein.

Das Restgut des alten Polensizes Ruchocin, welcher durch die Ansiedlungskommission in ein deutsches Neuzedlitz — zu Ehren des im Posenschen unvergessenen Oberpräsidenten Grafen von Zedlitz-Trützschler — umgewandelt worden war, stand noch zum Verkaufe, und der Verein griff zu. Die weitläufigen Gutsgebäude, der vierzig Morgen große Park und Obstgarten mit ihren großen und zum Teil seltenen, fremdländischen Bäumen und mit all ihrer Verwilderungsromantik hätten kaum eine schönere Verwendung finden können. Nun wurde umgebaut, hergerichtet, gesäubert; unterdessen trat der Verein mit weiterblickenden Armenverwaltungen in Verbindung, und als erste Stadt sandte Hannover seine anhanglosen evangelischen Waisenkinder nach Neuzedlitz. Schöneberg bei Berlin und Frankfurt a. M. folgten als nächste dem Beispiel; zur Zeit bestehen Verträge mit vierzehn Armenverbänden, darunter Berlin, Leipzig und Breslau. Die größeren deutschen Städte pflegen für jedes derartige Waisenkind jährlich mindestens 120, oft 150—180 Mark Kosten zu haben, während man die Kinder im Osten auf dem Lande schon für 100 Mark gesund und gut erhalten kann. Nun gehen die Verträge dahin,

daß die Armenverwaltungen die von ihnen bisher aufgewendeten Summen dem Neuzedlitzger Waisenhausverein überweisen und dieser die ersparte Differenz den Kindern als Sparsummen anlegt, um ihnen später ein wenn auch kleines Kapital ins Leben mitgeben zu können. Besonders erwünscht ist es, daß die Kinder in den ersten Lebensjahren nach Neuzedlitz kommen, um sogleich der großstädtischen Atmosphäre entrückt zu werden und ihrem Bewußtsein nach in der neuen Heimat aufzuwachsen. Übrigens soll das Waisenhaus, dessen Insassen sich auf zwei Gebäude verteilen, in der Hauptsache nur als Durchgangstation und als Pflegehaus für die ganz Kleinen betrachtet werden, der Schwerpunkt in die Familienpflege unter Aufsicht des Vereins gelegt werden. In den deutschen Ansiedlerfamilien wachsen dann die Kinder als Hausgenossen heran, dem Ansiedler kommt der Baarcharakter der Pflegesumme zu statten, und er bildet sich aus eigenem Interesse in dem Knaben oder Mädchen eine gern an Ort und Stelle verbleibende spätere Arbeitskraft heran.

Natürlich braucht der Verein trotz jener wohlverdachten Grundlage weitere Mittel und ist somit auf private Beihilfe angewiesen, denn die Pflegegelder kommen nur den Kindern direkt zu gute. Bei aller Sparsamkeit und geschickten Einrichtung braucht die Anstalt zu ihrer und ihrer Angestellten Erhaltung nicht ganz geringe Mittel, und es handelt sich ferner um den stetigen Weiterausbau des segensreich begonnenen Werkes. Der Provinz thun, was vorhin schon gestreift wurde, deutsche Lehrlinge und künftige deutsche Handwerksmeister bitter not. Der Pole kauft und bestellt seit lange beim Polen, der Deutsche dagegen beim Deutschen und Polen; gab oder gibt es doch Deutsche, die schon deswegen mit einer gewissen Selbstgefälligkeit in die Polengeschäfte gehen, um ein paar polnische Sprachbrocken an den Mann zu bringen. Welche deutsche Familie behielte unter diesen Umständen Lust, ihre Knaben zu Handwerkern und kleinen Geschäftsleuten zu bestimmen! Daher das massenhafte Angebot zu Subalternbeamten und Schreibern, der Mangel an Lehrlingen. Dem gilt es jetzt um so mehr abzuhelpen, als die geplante Wiederherstellung der Garnisonen in den kleinen Städten und die im klareren Berliner Winde immerhin aufreißende Selbstbesinnung der deutschen Bewohner, wie nicht zuletzt die ständige Zunahme von Ansiedlungsbauern dem deutschen Kleingewerbe wieder bessere Ausichten bieten. Ferner soll nicht verhehelt werden, daß die Deutschen eine erzieherische Wirksamkeit des Marcinkowski-Vereins einzuholen haben, der nicht bloß für die gesicherte Kundenschaft seines Handwerker-nachwuchses gesorgt, sondern nach allgemeinem Urteil in einzelnen Gewerben den polnischen Handwerker gelehrt hat, den sich selbst überlassenen deutschen technisch zu überflügeln. So geht denn auch der evangelische Verein für Waisenspflege darauf aus, nicht nur ein Jungbrunnen für arme deutsche Großstadtkinder, sondern zugleich eine Pflanzschule für gehobene Tüchtigkeit im Erwerbsleben und Erziehungsanstalt zu genossenschaftlicher Praxis zu sein. Zunächst hat er mit seinem Waisenhaus eine landwirtschaftliche Winterschule für Bauernsöhne, Ansiedlersöhne und ältere Waisenkinder (Leiter: Dr. Anger) verbunden, die sich der Förderung des Landwirtschaftsministers und des Oberpräsidenten erfreut, sowie ebenfalls zu Neuzedlitz eine Meistergärtnerei mit Obstbaukursen eingerichtet, die durch ihre Baumschulen den Bauerngärten der Ansiedlungskommission treffliches, landesgewohntes Material zu liefern vermag. Diesen und künftigen weiterstrebenden Bemühungen des thatkräftigen Vereins kann nur aufs lebhafteste gewünscht werden, daß sie aus dem weiten deutschen Vaterlande recht viel Unterstützung finden mögen, und ebenso möchte man recht vielen wünschen, daß sie an Ort und Stelle den frischen und guten Zug auf sich wirken lassen möchten, der durch das Werk geht, und Pfleger nebst Pflegebefohlenen persönlich kennen lernen. Hausgeistlicher und Leiter der Waisenanstalt ist Herr Pastor Stache in Neuzedlitz, der durch sozialwissenschaftliche Universitätskenntnisse, die er mit dem theologischen Hauptberuf und den Erfahrungen der übernommenen Praxis

verbindet, gute Eignung für eine derart vielseitige und lebenswarme Aufgabe besitzt. Zu welchem Segen könnten sich erweiterte Schöpfungen dieser Art für die jährlichen Zehntausende von familienverlassenen Kindern der deutschen Großstädte ausbilden!

Und ebenso könnte Neuzedlitz zum Vorbilde dienen, wie sich parallele Bestrebungen auch auf einem Raum ohne Reibung zu sammenzufinden vermögen! Dies ist ja leider keineswegs stets von selbst der Fall. Es ist nur zu leicht deutsche Art, seine Splitterrichterei auf den Mitstrebenden zu richten; der Don Quixote der deutschen Sonderbündelei in seiner Begeisterung und Hast rennt so gern diejenigen an, die mit ihm dieselbe Straße ziehen. Nirgends aber ist es so wichtig, wie gegenüber dem einhelligen und gutgeführten Polentum, daß alle bewußten und berufenen deutschen Kräfte: Regierung, wichtigere Stadtverwaltungen, Ansiedlungskommission, deutsches Genossenschaftswesen, Alldeutscher Verband, Ostmarkenverein, evangelische Kirche, Gustav-Adolf-Verein, evangelischer Bund, innere Mission ohne Eifersucht oder schädliche Verstimmung im einzelnen zwar je ihren Rahmen und ihre gewiesene Stellung nach innen und außen wahren, aber darüber hinweg der Gemeinsamkeit ihrer Aufgaben getrenlich bewußt bleiben. Dies ist zum Glück im großen und ganzen und im Verhältnis der meisten dieser Instanzen zu einander sogar aufs schönste der Fall, jedoch werden genauere Kenner zugestehen, daß es nicht zwischen allen diesen Gruppen und Instanzen immer ohne die angedeuteten Reibungen und gegenseitigen Unzufriedenheiten abgegangen ist.

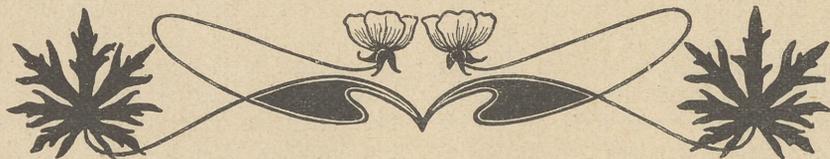
Der „Deutsche Ostmarkenverein“ ist am 3. November 1894 begründet worden, steht unter dem Vorsitz des Herrn von Tiedemann auf Seeheim und ist nicht nur in den Ostmarken, sondern, wie der Alldeutsche Verband, durch ganz Deutschland in Ortsgruppen verbreitet. Er erstrebt vor allen Dingen die Wiederbefestigung und Stärkung des deutschen Mittelstandes in den östlichen Städten, richtet also seine Fürsorge auf den Punkt, der von der Regierung bis vor ganz kurzem am ehesten unversorgt blieb, für sie auch in der That der weniger leicht anzupackende war, während die Polen ihre wichtigsten Fortschritte gerade in den Städten und gegenüber deren am leichtesten mazzuzusetzenden oder einzuschüchtern den deutschen Erwerbsständen gewonnen hatten. Der Ostmarkenverein ist mit anderen Worten die — nach 53 Jahren! — erfolgte Antwort auf den Marcinkowski-Verein. Nur daß sich, trotz der an sich stattlichen Verbreitung des deutschen Abwehrvereins, dessen Mitgliederzahl und Mitgliederarbeit bei weitem noch nicht in einem Quotenverhältnisse zu der Gesamtheit framm national gefinnter Deutscher des Reiches befindet, das der nationalen Bethätigung und Pünktlichkeit der Polen für ihre Organisation relativ entsprechen und ihr an Intenität die Wage halten könnte. Es wirkt hier mit, daß bekanntermaßen die nationalen Verbände zu den bestverleumbeten in Deutschland gehören und zuweilen die thörichtesten Meinungen über ihren „Chauvinismus“ bei gutgläubigen Zeitungslesern verbreitet sind. Von den Polen wurde der Ostmarkenverein, was für sein richtig gewähltes Arbeitsfeld spricht, mit der unverhülltesten Wut aufgenommen. Ihre Hezypresse gefiel sich in plumpen persönlichen Beleidigungen seiner Führer, die eine ganze Anzahl von gerichtlichen Verurteilungen nach sich zogen; allgemein benannten sie ihn alsbald den Hakatistenverein, nach den Anfangsbuchstaben der hauptsächlichlichen Gründer und Führer, v. Hansemann, Kennemann und v. Tiedemann, und haben für diese an sich harm- oder wiglose Bezeichnung durch hinzugefügte Epitheta und Drohungen in der That einen gehässigen Charakter eingebürgert. Daher kann man denn z. B. lesen, ein preußischer Richter im Posenischen habe sich in der Gerichtsverhandlung des Polenausdrucks Hakatisten bedient, um seinen privaten Mangel an Wohlwollen für den Verein deutlich zu machen. Wieder auf anderem Blatte steht es, wenn deutsche Geschäftsleute innerhalb und außerhalb der Ostmarken öffentlich ausjammern, daß sie beileibe keine Mitglieder des Ost-

markenvereins seien — als ob ihnen dies ein paar polnische Kundschafstsgroschen verschaffen könnte.

Der Ostmarkenverein seinerseits sucht durch reale Mittel die Solidarität mit den deutschen Gewerbetreibenden zu festigen. Ferner sucht er allgemein das öffentliche nationale Verständnis für die Polengefahr zu heben, wozu ein paar mehr oder minder direkt von ihm ausgegangene, ausgezeichnete Flugschriften, z. B. „Das deutsche Kapital und der Polonismus“ von Dr. Alb. Gruhn (Berlin 1895), die des Obersten a. D. von Müller, „Will Deutschland die Ostmarken behaupten oder nicht?“ (Berlin 1900), „Die polnische Frage“ von Dr. Heinrich Schlucht (Briegen 1899), die Zusammenstellung der „Fälle polnischen Boykotts“ u. a. beigetragen haben, neben seinem ständigen Organ, dem Monatsblatte „Die Ostmark“. Das letztere erwirbt sich noch das besondere Verdienst, die gesamt-polnische Presse eifrig zu überwachen, bezeichnende Kundgebungen für die nationale deutsche Presse und die Behörden zugänglicher zu machen. Als Gelegenheiten zu persönlichem Austausch und zur Belebung des nationalen Verteidigungsmutes haben sich die „Deutschen Tage“, die Wanderversammlungen und deutschen Abende des Vereins schön bewährt. Seit 1899 hat der Verein auch seinerseits der Sorge für deutschen Lehrlingsnachwuchs und Waisenspflege in der Ostmark besondere Aufmerksamkeit zugewandt, ein eigenes Waisenhäus in Angriff genommen und bei seiner Berliner Geschäftsstelle (W., Kleiststr. 5) eine Abteilung für Waisen- und Lehrlingsfachen eingerichtet, die auch als Stellennachweis fungiert, da deutsche Handwerksmeister in den Ostmarken deutschen Lehrlingen meist vorteilhaftere Bedingungen bieten, als sie im Westen bei der teureren Lebensführung gegeben sind.

Von Vorschlägen und Forderungen, die aus dem Schoße des Ostmarkenvereins und seiner Ortsgruppen zur Polenfrage in die Öffentlichkeit gebracht worden sind und werden, heben wir hier einige heraus. Erstlich Garnisonen für die kleinen

Städte; hierauf hat ganz neuerdings denn auch eine Besprechung zwischen dem Reichsfinanzler und dem Oberpräsidenten geführt, und der Kriegsminister hat aus demselben Gedankengange vor der Volksvertretung schon früher überzeugend dargestellt, daß in der Bevorzugung der vielbenachteiligten deutschen Lieferanten und Geschäftsleute durch die Militärverwaltung nur eine berechtigte Maßregel zu erblicken sei. Ferner die Abstellung des fakultativen polnischen Unterrichts an den höheren Schulen. Vor etlichen Jahren war es zu einer Art Formel erhoben worden, die Deutschen in den Ostmarken müßten möglichst polnisch lernen, um den Polen dadurch überlegener zu sein. Davon ist man jetzt allgemein wieder zurückgekommen, so auch, wie aus bester Quelle versichert werden kann, der in höherer Stellung befindliche und sehr maßgebliche Verfasser der lebendigen und ganz vortrefflichen Broschüre „Polen und Deutsche in der Provinz Posen“ (Berlin, v. J.). Man ist sich schon nach den ersten Proben auf jene Parole klar geworden, daß, gemäß bekannten deutschen Spezialeigenschaften, nach einem Menschenalter von der einseitigen Bevölkerung der Ostmark kein Wort deutsch mehr würde gesprochen werden. Nur eine Folge jenes Axioms war u. a. auch die rasch gesteigerte Bevorzugung polnischer Kommiss durch deutsche Geschäfte und die Stellenlosigkeit der deutschen gewesen. Jetzt hört man von den Kundigen überall versichern: nur reinliche Sprachabgrenzung gegen das polnische kann helfen, denn bei der Vermengung gewinnt allein das letztere. Da mit Ausnahme von vereinzelt polnisch-adligen alten Damen das einheimische Polentum deutsch gelernt hat und mindestens notdürftig versteht, bedarf es nur für etliche untere Organe der Beamtenerschaft sowie für Überwachungsbehörden polnischer Kenntnisse; jede amtliche Dolmetscherei oder Übersetzerei, meint man, sei ein Luxus, der rasch verschwinden würde, sobald der sie beanspruchende Pole die Kosten zu tragen hätte.



## Gemsbrunnt.

Jagdskizze von Anton Freiherrn von Perfall.

Seltam, wie von Jahr zu Jahr die Sehnsucht wächst nach den Bergen. Immer tiefer hinein in die Täler, immer höher hinauf auf die Höhen. —

Fast sieht es aus wie eine Flucht vor etwas in der Ebene draußen, in der die Städte dampfen.

Und es ist auch nichts anderes. Vor dem Leben flieht man, vor den endlosen Fernsichten, die dem Auge und dem Herzen keinen Ruhepunkt gewähren, vor den drängenden, atemraubenden Engen, mit den rastlosen Hirnen und stoßenden Ellenbogen.

Man will einen Wall im Rücken haben gegen die verhaßte Ebene, gegen das Schlachtfeld des Jahres, möglichst hoch, möglichst unweegsam, oder man will darüber hinwegsehen können, sich an seiner Pygmäenhaftigkeit ergötzen. —

Wie das alles draußen liegt, um das man sein Herzblut verspricht, sich die Knochen wund müht — Feld und Wald — und Schloß und Stadt und Kirche — millionenwerter Besitz — kindisches Spielzeug! Das hebt, das tröstet. — Laß den Kram, Du bist doch mehr als er. —

Aber das alles macht's nicht allein. Dinge und Menschen helfen mit, eine köstliche Harmonie der Eindrücke, die sich noch immer nicht von außen stören läßt. Die stattlichen Häuser in den warmbraunen Tönen, die kunstvollen Giebel, die feingegliederten Altane mit den bunten Blumen, die heiteren Trachten, die frischen Lieder, Lebensheiterkeit in Farb' und Form, unbewußte Kunst; und zuguterletzt ein Stück, das

nun einmal den Menschen, trotz alles höhnischen Achselzuckens, trotz allem Überwindenwollen, ewig teuer bleibt, ein Stück Romantik, das von aller eindringenden bleichsüchtigen Modernität nicht unterzukriegen ist.

Alte Sagen weben um die Schroffen und Wände, von versteinerten Mönchen und Träuleins; dunkle, abenteuerliche Geschichten spuken in den niederen Stuben von geheimen Pirschgängen, rüßigen Gesichtern, von Kugeln, die nicht nur fürs Wild bestimmt sind.

Die Jägerei, draußen jedem bekannt als leichtes Spiel, längst alles Urwüchsigem beraubt, erscheint hier im echten Gewande, nicht nur als Zeitvertreib oder Recht der Vornehmen, sondern volkstümlich, in Lied und That verwachsen mit dem Bergler.

Der Hirsch schreit im herbstlichen Wald, das Mankei pfeift unter den Steinen, und hoch oben im Gewand haust er, der Vielbesungene, Vielumworbene, um den unzählige Lügen kreifen — der Gamsbock. —

Von den Fremden, welche unsere Berge besuchen, haben ihn wohl die wenigsten gesehen, das Gamswild meidet im Sommer die von den Touristen betretenen Wege und ist außerdem für den Laien in den schroffigen Gehängen, deren Farbe es sich vollständig anpaßt, schwer zu erkennen; und die ihn gesehen, sei es im Rudrack eines Jägers oder auf den Strecken des Jagdherrn, oder selbst lebendig, werden wohl enttäuscht sein von der unscheinbaren Gestalt, und im vollen



Waldausgang bei Fontainebleau: Sonnenaufgang. Von Theob. Poujean. Im Louvre zu Paris.  
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. G., Paris und New York.)



Sinne des Wortes nach Schiller nur ein „elend' Grattier“ darin erblickt haben. —

Und ich kann ihnen nicht unrecht geben. Im Sommer ist er auch nicht viel mehr, wahrlich des Preisens nicht wert; wenn aber der November kommt, wenn der Winter seinen Einzug hält in die Berge, wenn Er Hochzeit feiert in kohl-schwarzem Pelzkleid, strotzend von Kraft und Mut, durch die Gräben, über die Schneiden faust, daß der Schnee ihn umwirbelt, dann tönt ihm mit Recht jeder Sang, dann ist er der wahre Sohn der Berge, die vollendete Verkörperung der Höhenluft.

Gemsbrunst ist das verlockendste Wort für den Bergjäger, die Aussicht auf Weidmannsgenüsse, für die er die schwersten Opfer bringt.

So am 15. November herum, das ist die rechte Zeit, glühendster Liebeseißer. Ein richtiges „Schneeei“, an dem es zu der Zeit selten fehlt, erhöht ihn nur.

Die Wurzhütt'n am Spitzingsee (Revier Schliersee) ist mein Standquartier; ringsum Gemsrevier.

Ein kalter, klarer Morgen, Stein und Bein gefroren, leider der Schnee etwas knarzig, aber das gibt sich schon, wenn die Sonn' kommt.

„Heute geht's dem Taubenstein zu. Wenn da nix is, so laßt die Föllalm nie aus.“ Jakk, seit zwanzig Jahren mein ständiger Begleiter, voran.

Die Holzer haben den Ziehweg entlang mit ihren Schlitten die Bahn gefäubert.

Der Schlachtenplan wird entworfen, — haarfein.

„G'rad siz'n bleib'n unterm Taubenstein, nachher geht scho' amal was,“ meint der Jakk, während ich mehr fürs Birschen bin.

Wir einigen uns auf eine Stunde, dann geht's der Föllalm zu.

Von der Marxrainalm aus hört der Ziehweg auf, das Schneestapfen beginnt.

Teuf'! Teuf'! Aber warm macht's! Wildbretfährten kreuzen unsern Weg, werden besprochen, ein alter Bekannter von der Hirschbrunst her wird festgestellt. — Na wart', nächstes Jahr!

Die erste Gamsfährte! Der Taubenstein ragt in bläulichem Ton aus dem Weiß, ein steil abfallender Felskopf; dicht unter ihm geht ein gut betretener Wechsel.

Ein abgesprengter Block, der sich mit der spizen Kante in den Boden geböhrt, gewährt treffliche Deckung.

Noch breiten sich kalte, blaue Schatten. Die Wettermäntel werden angezogen, ein Mund voll Schnaps wird genommen, die Büchschußbereit auf das Knie gelegt.

Jetzt kann's losgehen!

Es geht aber nichts los, trotz aller zwischen den Zähnen zerdrückten „Sakra“ des Jakk.

Schon lodert die Spitze des Taubensteins wie eine Fackel im Frühsonnenschein, und die schneeigen Fichtenspitzen erglühen.

Ja drüben über der Almfläche in unserem Rücken, so etwa auf tausend Meter, da taucht jeden Augenblick so ein

jagender schwarzer Kerl auf und macht unseren Entschluß, die Stunde auszuhalten, wartend.

Aber Jakk ist unerbittlich. „No zwanzig Minut'n und kein Sekund'n schenk' i her.“

Endlich tritt eine Kitzgais aus dem Latschenstreifen rechts, ein zweites, drittes Stück. — Alles schwaches Zeug, Geraff'l, aber die Erwartung ist da.

Sie ziehen auf dem Wechsel durch, — kein Bock dahinter. Ein Gais'l bleibt stehen und äugt verständnisvoll zu uns herunter, — eine Viertelstunde, — eine halbe Stunde —

„So a Weibsbild, so a verdamm't's!“ brummt Jakk.

Plötzlich wirft es auf, wird flüchtig, — kerzengerade durch eine Rinne den Taubenstein hinauf.

„Obacht!“ flüstert Jakk.

Da, wo die Gais herausgetreten, schnellt ein Latschenast seine Schneelast ab.

Jetzt kommt er —

Ich nehme die Büchsch an die Wange; eingedupft, fünfjährig muß er sein, sonst schieß' ich nicht. —

Da steht er schon! Die Figur paßt mir schon nicht recht.

„Was is er!“ flüstere ich zu Jakk, der ihn schon in dem Perspektiv hat.

Der Bock tritt ganz heraus und folgt der Fährte der Gais aufwärts. Noch zwei Sprünge, und er ist verschwunden.

„Wird's, Jakk?“ dränge ich.

„Vierjährig, um's Verreck'n net mehr,“ flüstert er.

Schon will ich absetzen. Ich darf nur zwei schießen, und das sollen gute sein.

Da gibt es mir einen Ruck. Ein zweiter springt herein. Auf den ersten Blick erkenne ich den Rechten, ich brauche den Jakk nicht mehr.

Schon senke ich das Korn in die zottige Brust. Da faust er schon herab und hinauf dem vierjährigen nach. Keine Möglichkeit mehr, das Ziel zu fassen. In der Rinne hält er einen Augenblick, aber nur Hals und Grind ist sichtbar. Ich

geb' Feuer — „G'feit!“ Der Jakk.

„Weiß ich selber, Mensch. — Den trifft! Meinst ich bin ein Flugschütz' mit der Kugel.“

Der Ärger stößt mir auf. Er wird durch die Bemerkung Jakk's nicht gelinder.

„Ab'r scho' a fakrisch'r Bock! Wird si' hart mach'n, daß ma' wied'r auf so an foma —“

Jetzt bleibe ich keine Sekunde mehr auf dem Unglücksplatz. Jakk tröstet mich sofort wieder.

„War ja eh' kei' Schuß.“

Drüben über der Almfläche, die uns von dem mit spärlichen Fichten bewachsenen Rücken trennt, ist es noch immer lebendig. Aber wie ankommen ohne jede Deckung?

Es bleibt kein anderer Ausweg, der Taubenstein muß umgangen werden durch dieselbe Rinne, die der Bock genommen. Ein hartes Stück Arbeit bei dem gefrorenen Boden, und wie leicht hat der es genommen.

In den Latschen ertönt der Gemspff. Der Kerl hat



Gamskopf. Nach dem Gemälde von D. Reznagel.

uns womöglich von irgendwo zugehoben und sich an unserer Schwerfälligkeit ergötzt. Dann geht's in weitem Bogen die Schneid entlang, tief gebückt, dem Rücken zu.

Die Sonnenstrahlen haben den Schnee geweicht. Wenn wir die erste Fichte erreichen ohne eräugt zu werden, kann's gehen. —

Endlich! — Jetzt ausgeschaut, dann zwischen den zwei „Stellwandeln“ hindurch aufwärts gepircht. Von dem dünnen Storen aus ober uns, müssen wir alles übersehen.

Immer noch kein Pfiff, kein Stein, der sich rührt. — Jetzt bin ich dort, hebe vorsichtig den Kopf und ducke mich schon wieder, wie von einem Schlag getroffen.

Auf zwanzig Schritt unter mir steht ein Gams, hofft nach mir herauf. Eine Gais, der Kruk'n nach. Ich wage nicht mehr zu atmen, nur mein Blick sucht den steilen Graben unter mir aus.

Jack drückt mich. „Rechts bei dem Stoan. Sehn's 'hn?“ In dem Augenblick spüre ich den Wind im Genick. Ein Pfiff — die Gams springt unter mir weg, und der ganze Graben wird lebendig. Dort und dort, Kitzgais und Jährling, aber auch einige gute Stück. Aber wie ansprechen bei der wilden Flucht, die nun beginnt, die andere Seite des Grabens hinauf? —

Der links is der Recht!

Ich fahre auf — Halt! Ein Kitz folgt ihm. Das wär' eine schöne Blamage.

Der Vorlekte! Ja, wenn die Gais ihn nicht verdecken thät. —

Das alles ist kaum gedacht, erwogen, der Graben ist leer. Jack schiebt das Hüt'l schief. „Aber scho' gar kein Stern, scho' gar kein. Jetzt pack ma' glei' d' Föllalm an.“

Zuerst wird ein bißl „geuntert“ — Speck und Schnaps — dann los. —

Wieder eine Stunde aufwärts im fußhohen Schnee. Die Sonne steht im Mittag. Die Firnen blitzen und blenden.

Die Föllalm ist ein kleines Jagdparadies. Ein runder Kessel, von steilen Wänden eingeschlossen, die nur an drei Stellen Einlaß gewähren. Mächtige Latschenfelder bieten sichere Deckung, die Alm beste Nahrung. — Hirsch und Gams geben sich hier Stelldichlein.

Der erste Blick hinunter in den Kessel zeigt, daß sie uns auch diesmal nicht betrogen. Ein richtiges „Schaar!“ äst dicht ober der verschneiten Almhüt'n im Sonnenschein, rings umschwärmt von ungeduligen Werbern. —

Ein guter Bock umkreist es mit bedächtigen Schritten, sich jeden Augenblick gegen zwei schwächere wendend, die in respektvoller Entfernung dem Ausgang der Dinge harren.

Das wär' der Rechte!

An ein Anpirschen ist nicht zu denken. Wir steigen vorsichtig eine steile Rinne hinab, soweit die Deckung reicht.

Weiter geht es nicht. Das Übrige ist eben das Weidmannsheil. Irgend ein Zufall, eine unvorhergesehene Wendung des Wettstreites kann ihn uns vor die Büchse bringen.

Wir richten uns in einem Felsnest ein und warten der Dinge. Da gibt's keine Langeweile, wie beim öden Anstand draußen in der Ebene, immer neue Bilder entwickeln sich, jeden Augenblick ändern sich die Chancen.

Jetzt treibt der „Gute“ ein Stück vor sich her, uns zu,

nur noch hundert Schritte, und ich kann's wagen. Da wächst dem Schwächeren der Mut, er nähert sich der Schar. Der Starke wendet sich, von neuem beginnt die eifersüchtige Jagd und raubt mir den Erfolg.

„Es mag halt net,“ meint der Jack, wie die Sonne schon hinter den Schroffen verschwindet und sich an der Situation immer noch nichts ändert.

Man wird zuletzt müde vom Schauen und Hoffen. Schon nickt er ein.

Da gehen Steine über uns — immer wieder — eine kleine Schneelawine wälzt sich herab. Die Schar vor uns wird unruhig, hofft, steigt aufwärts. Der gute Bock schlägt mit dem Hinterlauf zornig den Boden. Die Schwächeren ziehen sich immer mehr zurück. Jetzt hat's das Richtige.

„Wird do kei so a narret'r Tourist sein. Was kann ma sag'n,“ meint der Jack.

Mir sagt's mein pochendes Herz, es ist kein Tourist da über uns, und der Gamsbock vor uns, dessen Zorn ich verstehe, sagt's auch. Hei, da saust's schon herab, noch unsichtbar, daß sich die Latschen biegen, und jetzt seh' ich ihn schon zwischen den Wänden. — Wieder verschwunden.

In einer Schneewolke herab und auf den Platzbock los. Eine wilde Jagd beginnt im Kreis herum, herauf, hinunter — Starr sieht das Schaar'l den Gewaltigen zu. Immer näher! — Immer näher! —

„Den hinteren nehmen's,“ flüstert Jack. „Nur Zeit lass'n.“ Jetzt gerad' auf uns zu. Der erste unter uns durch. Jack „blättert“ (Laut des jagenden Bodens).

Da steht der Verfolger, wie aus Erz. Die Kruke weit und hoch, auf dem Rücken wackelt der Bart. —

Was kost't die Welt! — Ich senke das Korn auf das schwarze Blatt.

Feuer! — Der Bock springt vorn hoch auf.

„Hat 'hn scho'!“ jubelt Jack.

Dann hinunter, in Schneestaub gehüllt, sich überkugelnd, wieder auf — —

Feuer! Jetzt langt's. Er stürzt!

Oben hinaus durch die Wände raffelt das Gamsvolk. Jack ist schon unten beim Bock.

„I gratulier! Der is no der Besser! Aber an Stern hab'n f' scho'.“ —

Dann kommt der Ausbruch, das Schußerklären, das Krukenprüfen.

Eine Lust zieht ein ins Herz, die nur der Bergjäger kennt. Unser Tagwerk ist vollbracht. Hinunter geht's der Wurzhütte zu, voraus der Jack, den Schwarzen im Rucksack.

„Ja, d'Föllalm laßt net aus.“

Die Firnen erglänzen im Abendsonnenstrahl, in dem winterlichen Wald, uns zu Füßen, spielen rötliche Lichter.

Weit draußen über dem dunkelnden Thale breitet sich ein schwarzer Dunst. Da und dort steigt eine feine Rauchsäule empor. Das ist der Athem der Welt! —

Ich ziehe lüsternd die reine Bergluft ein, blicke auf meinen Schwarzen im Rucksack Jacks und stimme ganz im stillen ein Loblied an. Auf die Jagd, auf die Berge, auf die Freiheit, auf — ich weiß selbst nicht was alles.

Das ist Gamsbrunstzeit!

Allen, die sie genießen können, ein Weidmannsheil!

## Dezemberlied.

Gibt uns die Lampe goldenen Schein,  
Knistert die Glut auf dem Herde,  
Laß uns lachen und glücklich sein  
Wie bei blühender Erde.

Weit noch stehen und ohne Gewalt  
Uns des Lebens Grenzen.  
Deine Stimme, die süße, schallt,  
Deine Augen erglänzen.

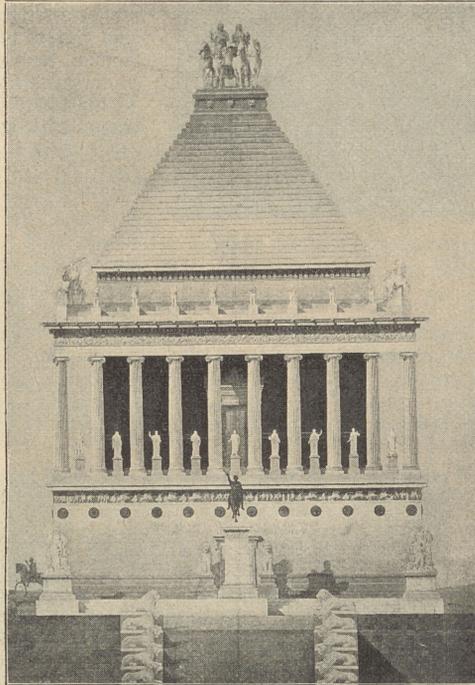
Mögen die Berge nebelumgraut  
Dunkeln heute wie morgen,  
Unser Nest, mit Liebe gebaut,  
Hält uns warm und geborgen.

Und im Traum, der die Sonne sieht, —  
Mag es nun stürmen und schneien, —  
Singen wir beide das goldene Lied  
Von den kommenden Maien.

Karl Vanselew.

## Zur Kunstgeschichtlichen Litteratur.

Es ist gewiß kein Irrtum, wenn man behauptet, daß die Liebe zur Kunst sich in den letzten dreißig, vierzig Jahren einen immer breiteren Boden in Deutschland erobert hat und daß gleichzeitig auch — wenn auch nicht in ebenmäßigem Fortschritt — das Verständnis für die Kunst bei uns ein wesentlich größeres wurde. Man muß das letztere auch dann zugeben und als eine erfreuliche Thatsache bezeichnen, wenn man manchen Bethätigungen der modernsten Künstler gegenüber eine ablehnende Stellung einnimmt, und man kann dies um so lieber, da im großen und ganzen diesen Bestrebungen doch nur ein geringeres Interesse entgegengebracht wird.



Mausoleum von Halikarnassos. Nach einer Wiederherstellung des Architekten Bernier.

Es sind, ob mit Recht oder Unrecht, bleibe ganz dahingestellt, sehr enge Kreise, die sich um die Streitfragen der Kunst von heute bekümmern; es sind unter den ausübenden Künstlern der Gegenwart verhältnismäßig sehr wenige Persönlichkeiten, deren Werke mehr als eine kleine Gemeindegemeinde dauernd in Bann nehmen. Für die großen klassischen Epochen der Kunstgeschichte aber ist das allgemeine Interesse ungemessen gestiegen. Einige persönliche Erfahrungen

gen, die aber wohl eine allgemeinere Gültigkeit haben, dürfen vielleicht hier eingeschaltet werden: In meinem Elternhause, das uns im übrigen eine ziemlich reichhaltige Bücherei bot, fehlte es meiner Erinnerung nach vollständig an Büchern, aus denen wir auf diesem Gebiet Belehrung und Anregung hätten schöpfen können. Ebenso war das, was ich und meine Geschwister aus der Schule an kunstgeschichtlichen Kenntnissen mitnahmen, geradezu erschreckend gering; ich glaube mich nicht zu irren, wenn es im wesentlichen darauf hinauskam, daß wir einiges von Rafael und noch weniger von Albrecht Dürer und Holbein wußten; höchstens über die antike Kunst hatten wir etwas bessere, aber doch auch sehr oberflächliche Kenntnisse. Soviel ich weiß, verhielt sich die Sache auch bei fleißigeren und begabteren Schülern, als wir es vielleicht waren, nicht viel anders.

Es wäre sehr interessant, den Ursachen nachzuspüren, welche die unverkennbaren Wandlungen zum Besseren hervorriefen. Ohne Zweifel bietet zunächst die Schule heute auch auf diesem Gebiet ganz andere



Die drei Schwestern. Von Palma Vecchio. In der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden.

Grundlagen wie früher. Aber anderes kommt hinzu. Die Museen unserer Großstädte sind übersichtlicher geordnet und leichter zugänglich gemacht worden, werden infolgedessen mehr und mit größerem Verständnis besucht. Selbst in Mittelstädten sind vielfach ansehnliche Sammlungen entstanden. Man reißt mehr als früher, und so oberflächlich oft auf diesen Reisen der Besuch der Kunststätten absolviert wird, man gewinnt dabei doch die mannigfachsten Anregungen, bringt Photographien heim, die immer wieder herausgesucht werden und ihre Wirkung auch auf die heranwachsende Generation nicht verfehlen. Überhaupt spielt meines Erachtens die Erfindung der Photographie als einer der bedeutendsten Faktoren in dem ganzen Wandlungsprozeß mit. Die billige Photographie schuf für weite Kreise erst die Möglichkeit der Veranschaulichung von Kunstwerken, denn der Stich blieb immer nur ein vereinzelter Besitz.

Auf der Photographie fußen aber auch alle anderen neueren Reproduktionsverfahren. Galt es früher ein kunstgeschichtliches Werk zu illustrieren, so mußte man zum Holzschnitt greifen. So hoch derselbe künstlerisch gestellt werden mag, er war sehr teuer; entweder wurden kunstgeschichtliche Werke daher ehemals äußerst dürftig illustriert, gaben gerade nur das Allernotwendigste, oder sie wurden so kostspielig, daß nur öffentliche Bibliotheken und sehr reiche Kunstfreunde den Preis für sie anlegten. Vielfach trugen auch die Verfasser dem Rechnung. Sie schrieben eigentlich nur für Kenner, nicht für Wissensdürstige; ja es galt geradezu eines Gelehrten für unwürdig, sich zu einer allgemeinverständlichen Darstellung herabzulassen.

Wie sich alles dies geändert hat! Die letzten Jahrzehnte haben eine Wechselwirkung zwischen den deutschen Verlegern und dem kunstfrohen Leserkreis hervorgerufen. Indem jene endlich billige, reich und gut illustrierte kunstgeschichtliche Werke schufen, weckten sie ein immer lebhafteres Interesse für die Kunst unter den Gebildeten unseres Volkes, und dies sich stetig steigernde und sich auch mehr und mehr vertiefende Interesse veranlaßte die Verleger zu immer weiteren Anstrengungen und gewann auch die Kunstgelehrten für eine entsprechende Darstellungsart. Es ist sicher nicht zu viel gesagt: kein Volk der Welt verfügt heute über eine so reiche kunstgeschichtliche Litteratur, wie das deutsche.

Bahnbrechend waren unbedingt die Künstler-Monographien, die in Verbindung mit anderen



Cyrene des Kephisodot.



Der gute Hirt. Wandmalerei aus den Katakomben des heiligen Calixtus. Nach de Rossi.



Die Milchverkäuferin. Von Francisco Goya. In der Landesgalerie zu Budapest.

Professor Knackfuß im Verlag von Velhagen & Klasing herausgibt. Die außerordentlich geschmackvoll ausgestatteten, mit vielen guten Abbildungen illustrierten, gediegen und durchaus allgemein verständlich geschriebenen Bände haben sich durch diese Vorzüge und ihren außerordentlich billigen Preis schnell das Bürgerrecht im deutschen Hause erworben; es liegen heute schon einige fünfzig Monographien vor, in denen — bisher mit Ausnahme

der Kunst der Antike — fast alle Epochen der Kunstgeschichte gleichmäßig berücksichtigt wurden bis auf die Gegenwart herab.

Jetzt gestellt dieselbe Verlagsbehandlung diesen Einzelschriften ein Werk, das in einem starken, aber handlichen Bände das ganze Gebiet behandelt. Dr. Adolf Rosenberg, unseren Lesern als treuer Mitarbeiter des Dacheim längst bekannt, hat die schwierige Aufgabe übernommen, das ungeheure Material in scharfer Sichtung zusammenzufassen, und er hat diese Aufgabe, vorweg bemerkt, in glücklichster Weise gelöst. Er gibt ein Handbuch der Kunstgeschichte, in dem nichts Wesentliches fehlt, das wirklich Große, Bedeutende ausgiebig behandelt wird, aller überflüssiger Ballast ausgeschaltet ist. So ist das Buch bei aller Zusammendrängung des Stoffes weit mehr geworden, als ein Nachschlagewerk: es ist fesselnd und interessant von Anfang bis zum Schluß!

Was birgt das Werk auf seinen 652 Seiten nicht alles in sich! Es schildert uns nicht nur die Werke der großen Meister der Malerei und der Bildhauerei, es führt uns auch in das Verständnis der Baukunst ein. Wir lernen die Pyramiden und Grabkammern der alten Ägypter so gut kennen, wie die Paläste der Assyrer, die Tempelbauten der Hellenen und der Römer so gut, wie die Katakomben und die Basiliken der ersten Christen; wir



Der „blaue Knabe“. Von Thomas Gainsborough.

verfolgen die Entstehungsgeschichte des romanischen und des gotischen Stils. Einen Höhepunkt des Werkes bildet dann die Schilderung der Renaissance, in der sich übersichtliche Darstellung aufs trefflichste mit liebevollster Vertiefung eint. Aber auch Barock und Rokoko kommen zu ihrem Rechte — und über sie hinaus leitet uns das Buch in stets gleich anregender Weise bis zur Gegenwart. Überall tritt dabei das fein abwägende, stets gemäßigte Urteil des Ver-

fassers auf das vorteilhafteste hervor. Aber mit dem Text gehen, wie es stets bei einem kunstgeschichtlichen Werke sein sollte, die Abbildungen Hand in Hand. In ihrer erstaunlichen Vielseitigkeit geben sie uns wirklich einen Überblick über das gesamte Kunstschaffen der Menschheit, soweit dies auf einem doch immerhin beschränkten Raum überhaupt möglich ist. Es sind in diesem einen Bände über 800 Abbildungen vereinigt; unter ihnen fehlt wohl kaum ein Werk, das nach irgend einer Richtung hin von dauernder Bedeutung wäre; kein großer Meister, der nicht mindestens durch eins, meist aber durch mehrere seiner Schöpfungen charakterisiert ist, wobei die sorgsame Auswahl der einzelnen Werke besonders hervor-



Hühnerhof („Die schwimmende Feder“). Von Melchior d' Hondecoeter. Im Reichsmuseum zu Amsterdam.

gehoben werden muß. Aber nicht nur die bekanntesten Meisterwerke sind wiedergegeben; mit liebevollster Sorgfalt wurden auch solche Epochen und in diesen solche Künstler berücksichtigt, die weiteren Kreisen heute noch nicht so bekannt sind, wie sie es verdienen. Das gilt z. B., um aufs Geratewohl nur einige Einzelfälle hervorzuheben, von dem großen Spanier Goya, das gilt von



Maria mit dem Kinde und den Heiligen Magdalena und Katharina. Von Giovanni Bellini. In der Akademie zu Venedig.



Die Verstoßung der Hagar. Von Govaert Flinck. Im Kgl. Museum zu Berlin.



Madame Récamier. Von J. L. David. Im Louvre zu Paris.

den Franzosen Chardin und Grenze, das gilt von den Holländern Gerard Dou und Gabriel Metsu. Und wenn für die Abbildungen auch oft ein recht kleines Format gewählt werden mußte, wollte man die erstrebte Vielseitigkeit erreichen, so ist die technische Ausführung, sind Reproduktion, Papier, Druck doch so vollendet, daß die Bilder stets den Charakter des Originals deutlich widerspiegeln. Bis auf unsere Tage — und das thut meines Wissens kein anderes Handbuch der Kunstgeschichte — begleitet uns der Bilderschnitt: wir finden Gemälde von Menzet, Lentbach, Gabriel Max, den Kaulbachs, von Leibl, Böcklin, Stuck, Klingler, Uhde, Thoma zc. wiedergegeben.

Man macht uns Deutschen immer den Vorwurf, daß wir keine Bücher kaufen. Das mag für die schönwissenschaftliche Litteratur zutreffen. Es trifft sicher nicht zu, wenn ein Werk dem Bildungsbedürfnis in richtiger Weise entgegenkommt, und wenn der Preis eines solchen Werkes im richtigen Verhältnis steht zu dem in ihm Gebotenen und zu den Durchschnittsmitteln der Kreise, an die es sich wendet. Hier ist beides der Fall, und darum wird diese Kunstgeschichte sich schnell und sicher einbürgern in den Büchereien des deutschen Hauses. Wir Älteren können bedauern, daß uns in jüngeren Jahren nicht solch ein Werk geboten wurde, aber wir werden uns mit den Jüngeren herzlich an ihm erfreuen. H. v. S.

## Um Leben und Tod.

Südafrikanisches Zeitbild von Freiherrn Ch. v. Fabrice.

Von den Burenrepubliken im Norden in mächtigem Terrassenaufbau nach dem Meere abfallend, nimmt das Steppengebiet der Karru — in der Hottentottensprache bedeutet Karru trockenes Land — mit in der Hauptrichtung ziemlich ebenen Hochländern, einen großen Teil des Inneren der Kapkolonie ein. Heiß strahlte die Sonne vom tiefblauen Himmel nieder auf eine der weiten, einsamen Ebenen der mittleren Karru, über die eine kleine Reiterabteilung im schnellen Trabe daherkam. Dichter Staub umhüllte die Reiter und bedeckte sie von den hohen Stiefeln bis zu den breitrandigen Hüten. Ein scharfer Duft von schwindenden Reitieren und Leder schwebte in der Luft, lange nachdem die Schar vorübergezogen war. Die kleinen häßlichen, im Haar struppigen Pferde griffen so gleichmäßig aus, daß die Männer, Schenkel an Schenkel trabend, kaum den Abstand unter sich veränderten. Sie ritten wie gut geschulte europäische Kavalleristen, während die Buren und Afrikaner meist nur Tippelaar reiten, eine Art Paßgang, der Pferd und Reiter nicht anstrengt, aber fast so schnell vorwärts bringt wie Galopp. Ihren Rhakiuniformen und der sonstigen Ausrüstung nach gehörten sie zu der während des Krieges neugebildeten „Südafrikanischen Polizeitruppe“, mit Ausnahme eines Dieners, der ein mit englischem Offiziersgepäck hochbeladenes Packpferd am Zügel mitführte, und seines an der Spitze des kleinen Zuges reitenden Herrn. Dieser, ebenfalls in feldmäßiger Rhakiuniform, mit den Abzeichen eines Majors der Royal Dragoons, war ein noch jugendlicher Mann, hochgewachsen und von schlanker Gestalt. Etwas nachlässig, aber fest und elegant saß er im Sattel, während er mit wohlgepflegter weißer Hand häufig mechanisch über den rotblonden Vollbart strich und seine hellen Augen scharf und spähend unter den halbgeschlossenen Lidern hervor über die einsam und vernachlässigt daliegende Straße hingleitete ließ. Endlos nach allen Seiten breitete sich die sonnendurchglühete Steppe, nur hier und da überragt von seltsam gestalteten, meist gänzlich vereinzelt aus der Ebene aufsteigenden Koppjes (Hügeln). In der dunstfreien, leuchtenden Steppenluft schienen diese stets gleich hoch und fern am Horizont aufzutauhen und gleich un erreichbar zu sein. Es war, als ob die Soldaten bei ihrem schnellen Ritt trotz aller Eile nicht von der Stelle kämen, als ob sie auf demselben Fleck gebannt, nach Stunden wieder zu dem alten Plage zurückgekehrt seien, von wo sie morgens auszogen. Denn dieselben einförmigen Bilder wiederholten sich unausgesetzt vor ihren Augen, bis diese ermattet den Boden suchten. Nur zuweilen brachten wasserlose Flußbetten einige Unterbrechung in das Einerlei der öden Landschaft. Zerstreut stehende, halbverkrüppelte Straffen-Akazien und Euphorbien ließen an solchen Stellen erkennen, wie gering selbst während der Regenzeit die Wassermenge ist, die dann in diesen steinigten Rinne einen allzu schnellen Abfluß findet. Kaum für einige Wochen ist die Feuchtigkeit ausreichend, eine dichtere Vegetation aus dem ausgedörrten Boden hervorzuloden. Zu anderer Zeit bietet er nur niedrigen, graugrünen Büschen die dürftige Nahrung, und selbst diese stehen so vereinzelt, daß überall dazwischen die nackte, rote Erde durchschimmert. Und doch sind es allein diese unscheinbaren, ausdauernden Sträucher, die den landwirtschaftlichen Nutzwert und damit die Bewohn-

barkeit dieser Einöden bedingen, da sie auch in der trockenen Jahreszeit ein vorzügliches Viehfutter bieten. Die meist von dürftigem Baumwuchs umgebenen, einfachen Farnhäuser liegen, durch riesige Entfernungen von einander getrennt, wie kleine Däse in der endlosen Steppe verstreut. Bei keinem dieser einsamen Wohnplätze fehlt ein durch einen Staudamm künstlich geschaffener Veriefelungsteich, um während der vielen Trockenmonate das zur Erhaltung des Viehstandes und zur Bewässerung eines kleinen Stückes Kulturland erforderliche Wasser aufzuspeichern. Weit draußen in der Ebene bemerkt man dann wohl auch kleine Trupps von Schafen und Angoraziegen, die trotz Diamanten- und Goldfeldern noch immer den größten und sichersten Reichtum des Landes ausmachen. Doch selbst diese Zeichen des Lebens, wie man sie sonst in der Karru anzutreffen gewöhnt war, fehlten jetzt. Die Herden waren verschwunden. Wüste Trümmerhaufen, zerstörte Kulturen und Wasserdämme bezeichneten allein noch die Örtlichkeiten, wo früher fleißige Farmerfamilien sich ihre Heimstätten in der Wildnis errichtet hatten. Verheerend war die unarmherzige Kriegesfurie auch über diese unwirtlichen Gefilde hingezogen. Kein Anzeichen von Menschen rings umher. Auch das tierische Leben war wie ausgestorben. Kein anderer Laut störte das feierliche Todeschweigen, das über dem verwüsteten Lande lag, als jetzt der Schall der Tritte der gleichmäßig trabenden Rosse der kleinen Reiter-schar, das leise Klirren der Waffen, das Knarren des von der Sonne erhitzten Lederzeuges oder das Pusten eines vom Staube halberstickten Pferdes. So vergingen Stunden, während derer sich die Reiter kaum Zeit nahmen, ihre Tiere verschaukeln zu lassen. Schon zog in leisem Wehen der Abendwind über das von den schräger fallenden Sonnenstrahlen mit roten und gelben Lichtern überflutete Land, als endlich im Norden eine lange Kette tafelförmig abgeplatteter Berge in Sicht kam. Es war der nach Süden steil abfallende Rand der nördlichen Karru, der höchsten Stufe des kapländischen Terrassenlandes. Noch eine Weile ging der Ritt nach den Bergen hin. Wie ein Fleck verwirrtes Moos lag es auf der kahlen Steppe, der sich erst beim Nahkommen nach und nach zu einer zwischen einer Hügelneigung versteckt liegenden Gruppe von Bäumen auflöste. Die äußere Seite war dicht mit Staub bedeckt. Jenseits der ersten Baumreihen blitzte der helle Spiegel eines mächtigen Wasserbehälters auf und zwischen den grünen Laubmassen schimmerten die langen weißen Zeltreihen eines englischen Kriegslagers hervor. Da aber tönte den Reitern auch schon der Anruf der Feldwachen entgegen, die, hinter einigen Felsblöcken verborgen, längst ihr Herannahen hatten beobachten können. Durch ordnungsmäßigen Militärpaß und zahlreiche vollgültige Dienstpapiere legitimierte sich der anlangende Offizier dem Vorpostenkommandanten gegenüber als Major Sir Walter K. \*), der auf Erholungsurlaub von Pretoria sich einige Wochen auf der „Steinbockfarm“ auszuruhen gedachte. Sofort veränderte jener seine anfangs etwas dienstlich steife Haltung und zeigte sich äußerst liebenswürdig und zuvorkommend. War doch die genannte, etwa sechs Stunden jenseits des nahen Städtchens

\*) Der Name des ausgezeichneten Offiziers, dem dieses Abenteuer zustieß, bleibe hier ungenannt.

B...fort liegende Farm der Sitz eines der reichsten englischen Grundbesizers des Distriktes, der besonders auch durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Cecil Rhodes, dem „ungekrönten König von Südafrika“ sich eines großen, weitreichenden Einflusses erfreute. Zunächst jedoch verhielt sich Sir Walter sehr zurückhaltend und widmete seine ganze Aufmerksamkeit den ihm von W...burg, dem nächsten englischen Militärposten, als Eskorte mitgegebenen Reitern, die er, wie er wiederholt bemerkte, bestimmt versprochen habe, noch in der Nacht zurückzuführen, da dort die durch streifende Buren arg bedrängte Besatzung keinen Mann entbehren könne. Kaum daß er den Leuten Zeit ließ, sich von den Marschstrapazen etwas auszuruhen. Ohne abzufatteln tränkten sie ihre Pferde, stärkten sich an mitgebrachtem Proviant und traten dann sofort den Rückmarsch an. Der Major überwachte persönlich ihren Aufbruch, und erst als der letzte von ihnen hinter der nächsten Koppje verschwunden war, bat er um einen Führer, ihn und seinen Diener nach der Stadt zu geleiten. Ein bequemer Pfad führte wohl eine Viertelstunde zwischen in prächtigem Flor stehenden Gärten dahin, ehe die ein ganz holländisches Gepräge tragenden Häuser der kleinen, aber mit ihren breiten, reinlichen Straßen recht stattlich sich ausnehmenden Distrikthauptstadt aus dem schattigen Grün der sie umgebenden Gärten auftauchten. Fließt wohl sonst das Leben in ähnlichen afrikanischen Landstädtchen still und traulich genug dahin, so herrschte doch hier an diesem Abend auf allen Straßen der lebhafteste Verkehr, und eine ungeheure Aufregung schien die Gemüter zu beherrschen. —

Der in friedlicheren Zeiten als Schulzimmer dienende Raum war gedrängt voll Menschen, und bis auf die Straße hinaus standen sie Kopf an Kopf: breitschultrige holländische Kapburen und Frauen mit weißen Kappjes, den aus gefärbtem Wäschstoff gefertigten eigenartigen Sommerhüten. Furchtbarer Ernst lag auf allen Gesichtern; nur ein leises Flüstern ging durch die Menge. Im Saale tagte das englische Kriegsgericht, und jeden Augenblick erwartete man die Verkündung des Urteils. Jan Claasen, Dhm\*) Willem Pratts kaum zwanzigjähriger Pflegejahn, war der Angeklagte. Dhm Willem, einer der angesehensten niederländischen Farmer der Umgegend, bekannt als eifriger „Afrikaner“ und Mitglied des „Bond“, war deshalb von den britischen Behörden längst in jeder Weise drangaliert und unter mancherlei Vorwänden, durch „Kommandierung“ von Pferden, Zugochsen und Wagen, an Hab und Gut schwer geschädigt worden. Schon seit Wochen hatten sich Burenstreifkorps in der Gegend gezeigt und vielfach mit Erfolg die Verbindungslinien der Engländer bedroht, als es ihnen glückte, in der Nachbarschaft — oder was man in Afrika so nennt — der Prattschen Farm einen größeren Militärtransport abzufangen. Nach dem grausamen britischen Kriegsbrauch war dies ein genügender Grund für die Gefangennahme der gesamten Farmerfamilie und die Zerstörung ihres Heimwesens. Dhm Willem mochte rechtzeitige Warnung erhalten haben: die ausgesandte Truppe fand das Nest leer. Alle männlichen Mitglieder der Familie, bis herunter auf den jüngsten, kaum vierzehn Jahre alten Sohn, waren ausgerückt. Die mit ihren Töchtern zurückgebliebene Burenfrau erhielt Befehl, ihren wertvollsten Besitz in Bündel zu packen und sich schnellstens zum Aufbruch vorzubereiten. Inzwischen plünderten die Soldaten die wohl ausgestatteten Vorratskammern und warfen unter rohen Scherzen aus den Fenstern die zerschlagenen Möbel, das Piano und allen Hausrat auf den Hof hinunter, um die Trümmer dort zu verbrennen. Von dem stattlichen Heim des Farmers, das in der afrikanischen Einöde zu errichten ihm nur durch Jahre harter, ausdauernder Arbeit gelungen war, hatte die gefräßige Flamme bald nichts übrig gelassen als einige rauchgeschwärtzte Pfosten und Wände. Weit hin wehte der Wind die Federdaunen aus den aufgeschlitzten Betten, und gleich einem letzten weißen Blütenschnee lagen sie auf den schwärzlich-verkohnten Ästen

der umgehauenen Obstbäume, dem niedergetretenen Grün der vermühten Anpflanzungen. Alle Haustiere waren getötet, selbst der Haushund an der Kette nicht verschont worden. Als der Abteilungschef die von den unglücklichen Frauen in Eile bereiteten Bündel sah, erklärte er spöttisch, solches Gepäc nicht transportieren zu können. Seine durch zahlreiche ähnliche „Heldenthaten“ verrohten, ja entmenschten Soldaten beeilten sich, unter wieherndem Hohngelächter, auch diese wenigen, bisher verschonten Habseligkeiten der Familie noch in die hochlodernen Flammen zu werfen. Die auf der Farm bediensteten Kaffernweiber hatten mit starrem Entsetzen dem wüsten Treiben der englischen Soldaten zugehört. Jetzt brachen sie in ein verzweifelttes Geheul aus, wurden aber von der Burenfrau sofort streng zur Ruhe verwiesen. Mit düsterer Miene, aber ohne eine Klage, ohne eine Thräne, stand die schon bejahrte Frau, von ihren Töchtern umgeben, und sah stumm der Vernichtung des letzten Restes ihrer Habe zu. Alsdann wendeten sich die Soldaten nach einer Außenfarm, um auch hier ihr barbarisches Zerstörungswerk zu verrichten und die Viehherde wegzutreiben. Hier stießen sie unerwartet auf Jan Claasen. Obgleich dieser beteuerte, bis auf einen kurzen Aufenthalt in dem Städtchen De . . . , seit Monaten die einsame Außenstation nicht verlassen zu haben, wurde er doch gefangen abgeführt und vor das Kriegsgericht gestellt. Einige Kaffern, die den aufgehobenen Transport als Fuhrleute begleitet hatten, wollten ihn bestimmt als einen der Teilnehmer an dem Überfall wiedererkennen. Auch beschuldigte man ihn, er sei einzig zur Station zurückgekehrt, um die Herde zu retten und sie den Buren zuzuführen. Solche Kapitalverbrechen eines britischen Unterthanen forderten die Todesstrafe. Seit Wochen — der Prozeß war erst nach längerer Zeit auf höhere Anordnung hin eingeleitet worden — sprach man von nichts anderem in dem Städtchen. Die Ansichten über die materielle Begründung der Anklage waren geteilt. Die große Mehrheit der burenfreundlichen Einwohner erklärte aber laut, daß durch eine Verurteilung auf derartigen Grundlage die verdoemd rooimecks — verdammten Rotnaden, das gewöhnliche Schimpfwort für Engländer — nur eine weitere himmelschreiende Unthat zu der langen Reihe der während dieses verbrecherischen Krieges bereits von ihnen verübten Greuel hinzufügen würden. Jan Claasen behauptete, das Opfer einer Verwechslung zu sein. Auch könne man keinen Weißen allein auf die Ausfage verlogener „Nigger“ hin verurteilen. Zum Unglück für ihn vermochte er aber seine gleich anfänglich gemachte Ausfage, gerade zur Zeit des Überfalls sei er drei Tage in dem fast hundert Kilometer entfernten Städtchen De . . . gewesen, durch einwandfreie Zeugen nicht zu belegen. Alle Mitglieder des Kriegsgerichtes waren außerdem von der Notwendigkeit, ein Exempel zu statuieren, um die täglich offenkundiger sich hervorwagende Feindseligkeit der holländischen Kolonisten des Distriktes einzuschüchtern, nur allzusehr überzeugt. So stand das Leben des jungen ‚Rebellen‘ in größter Gefahr. —

Sir Walter schien sich um das bewegte Leben und Treiben auf den Straßen wenig zu kümmern. Kaum daß er einen gleichgültigen Blick für die sich drängende Menschenmenge hatte. Schweigend ritt er hinter dem Führer her, bis dieser vor dem ersten Gasthof des Ortes hielt, der wie so viele andere in der Kapkolonie sich stolz „Grand Masonic Hotel“ („Großes Freimaurer Hotel“) nannte. Einige der landesüblichen zweirädrigen hohen Karren vor der Thüre und an der Wand hängende Sättel und Pferdegeschirre ließen erkennen, daß das eher einer behaglichen, ländlichen Behausung als einem städtischen Hotel gleichende einstöckige Gebäude bereits verschiedene Gäste beherbergte. Der Wirt, ein kleiner wohlbeleibter Irländer, dessen stetes Streben es war, es mit keiner der Parteien zu verderben, sondern von Engländern wie Afrikanern so viel Geld als nur möglich zu verdienen, eilte sofort selbst herbei, dem englischen Offizier dienstbeflissen die Zügel abzunehmen. Dieser rief seinem Diener zu, sich mit dem Herverbringen des Gepäcks zu beeilen, und trat, sich

\*) Ältere Personen werden gewöhnlich mit „Dhm“, jüngere mit „Neef“, ohne Hinzufügung des Familiennamens angeredet.

den dick auf Stiefeln und Beinkleidern liegenden Staub mit der Reitpeitsche abstäubend, schnell in die Hausflur. Der Gastwirt, der den Pferdezügel dem endlich faul heranschleudernden schwarzen Hausknecht zugeworfen hatte, folgte seinem vornehmen Gaste auf dem Fuße. Er liebte es, mit seinen Gästen vertraulich zu plaudern und sich von ihnen ihre Angelegenheiten oder die Neuigkeiten aus der Umgegend genauestens erzählen zu lassen. Doch die etwas aufdringliche Höflichkeit seiner Axtrede fand in diesem Falle wenig Anerkennung. Der kalt hochmütige Blick, mit dem ihn der Fremde von Kopf zu Füßen musterte, nahm ihm das Wort aus dem Munde. In scharfem, gebieterischen Tone bemerkte der Offizier: „Vor allem wünsche ich zu wissen, wie weit es noch bis zur ‚Springbockfarm‘, dem Wohnsitz meines vor trefflichen Freundes, Mr. James Harries ist?“

Die Nennung dieses Namens machte auch hier sichtlich Eindruck.

„Mit guten Reittieren, Sir, legen Sie den Weg wohl in vier bis fünf Stunden zurück“ — erwiderte sich höflich verbeugend der Wirt. „Wenig ratsam aber wäre es, noch in so später Abendstunde dahin aufzubrechen. Die Buren machen die ganze Gegend unsicher und sind gerade jetzt auf das äußerste erbittert.“

„Wirklich?“ jagte der Major spöttisch — „das sind ja nette Zustände. Und warum diese besondere Feindseligkeit der Buren gegen Guer hübsches Städtchen?“

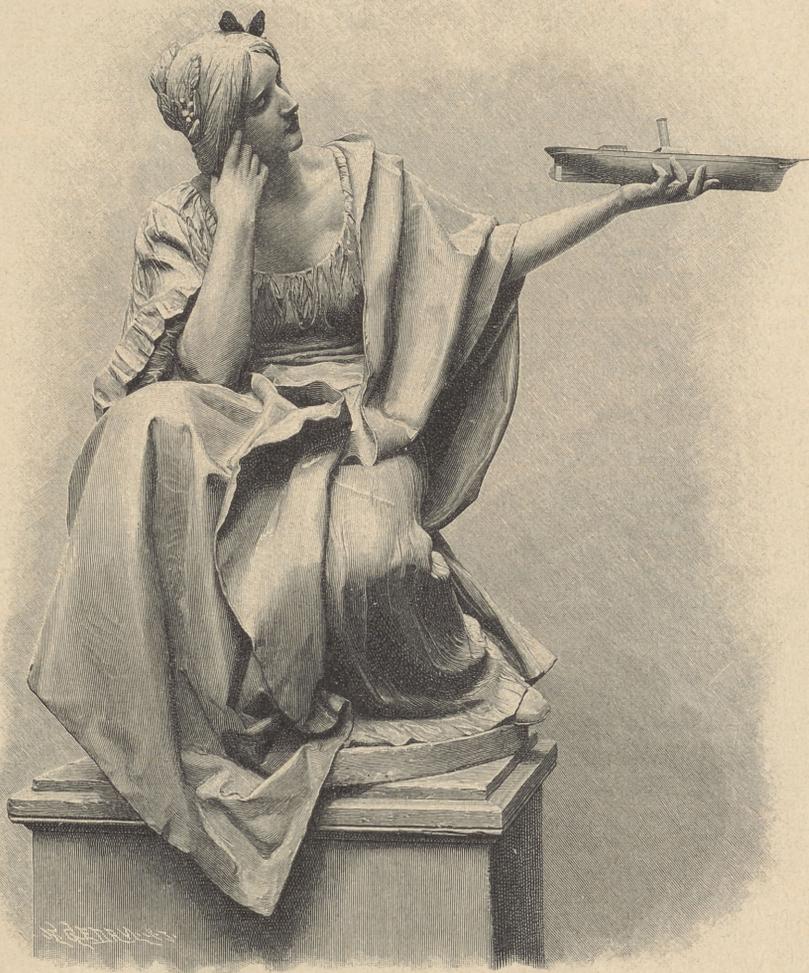
„Haben Sie noch nicht gehört, daß man hier heute einen gefangenen Rebellen kriegsgerichtlich aburteilt, Sir?“

„So? Nun, um so besser, wenn endlich mit schonungsloser Strenge gegen solche Leute vorgegangen wird.“

„Ganz recht, ganz recht,“ stammelte der Wirt, wobei er sich ängstlich und mißtrauisch nach allen Seiten umblickte. Aber sie waren allein. „Ganz meine Meinung, Herr Major,“ versetzte er daher lauter, „und alle loyalen Unterthanen denken so. Auch haben verschiedene Einwohner unseres Ortes rückhaltlos zu Ungunsten des Angeklagten ausgesagt. Jedoch nun drohen die Buren mit Repressalien und fürchterlicher Rache. Wer kann wissen, was die Verräter, die sich ihnen im ganzen Distrikt zahlreich angeschlossen haben, im Schilde führen! Die Garnison befindet sich in ständiger Aufregung. Die Engländer thun jedenfalls gut, sich nur in größeren Abteilungen hinauszuwagen.“

Zum Erstaunen des diplomatischen Iränders begrüßte der Major diese patriotische Rede mit herzlichem Lachen. „Wirklich, Sir, ich weiß nicht . . .“ stotterte jener verwirrt und erschreckt.

„Die Buren handeln ganz richtig,“ jagte der Major schnell, „wie soll man nicht lachen, wenn es einigen wenigen kühnen und entschlossenen Männern gelingt, eine ganze Stadt mit zahlreicher Besatzung in dieser Weise einzuschüchtern? Schade nur, daß ich nicht etwas früher angelangt bin. Nach dem, was Sie mir da erzählt haben, Herr Wirt, hätte ich wohl der Verurteilung des Rebellen zuzusehen gewünscht. Jetzt scheint es bereits zu spät,“ fuhr er fort, nachdem er einen Moment auf den wachsenden Straßenlärm gelauscht hatte, „das Urteil muß soeben verkündet worden sein.“



Der Schiffsbau. Von Wilhelm Haverkamp.

In der That, die erregte Menge, die sich stundenlang um den Gerichtssaal gedrängt hatte, strömte jetzt in hellen, lärmenden Haufen zurück. Nur die Worte: „Zum Tode, zum Tode!“ schallten immer wieder aus dem Stimmengewirr deutlich hervor. Trotz seiner energischen Ablehnungen war der Angeklagte soeben zum Tode am Galgen verurteilt worden. Besonders aber erregte eine Gerichtsbestimmung die allgemeine Entrüstung: daß eine Anzahl der angesehensten Bürger holländischer Abkunft gezwungen werden sollte, der Hinrichtung des Rebellen als Zeugen beizuwohnen. Die Urteilsvollstreckung war bereits für den folgenden Tag, neun Uhr früh, angesetzt.

Ein Blick des Jornes war über das Gesicht des Majors gefahren. Er schien plötzlich an den Vorgängen auf der Straße das größte und lebhafteste Interesse zu nehmen. An den Pfosten der Hausthüre gelehnt, musterte er aufmerksam alle Vorübergehenden, und auch als die Menge sich zerstreut hatte, blieb er noch lange unbeweglich, wie in ernste Gedanken versunken, stehen. Sein Antlitz verdüsterte sich und nahm einen Ausdruck unbezwinglicher Entschlossenheit an. Mit einem Ruck straffte er sich auf und drehte sich dann mit einer gewissen Hast nach dem Wirt um:

„Ich werde Ihrem Rate folgen und heute abend nicht weiter reiten. Da ich die für jedes echte Britenherz so hoch erfreuliche Verurteilung des Rebellen versäumt habe, will ich morgen der Vollstreckung des Urteils beiwohnen. Besonders diese unfreiwilligen Zuschauer werden recht interessant zu beobachten sein. Ein solches Schauspiel darf man sich nicht entgehen lassen!“

(Schluß folgt.)

## Familientisch. — Sammler-Daheim.

### Bu unseren Bildern.

Das Treiben ist beendet. Nach dem Lärm und dem Halli und Hallo, dem Geklapper und Gejohle der Treiber und dem Getrach der Jagdgewehre ist es wieder still geworden im winterlichen Walde. Die Jäger haben sich versammelt; die Treiber sollen abgelohnt werden. Das geschossene Wild ist zur Strecke gebracht; Hain, Füchse und Fasanen liegen hübsch aufgereiht auf dem hart gefrorenen Schnee. Es weht scharf und kalt durch das Stangenholz, und die Jungen und die Jagdhunde frieren. H. Mühlig hat diesen Schlusssmoment des Waldtreibens auf seinem Bilde mit glücklichem Pinsel erfasst und in der Gesamtkomposition wie im einzelnen bewiesen, daß er die Natur versteht und die Dinge, die er darstellen will. — In die Perfallische Jagdskizze ist ein gut gemalter Gensekopf von D. Recknagel eingefügt. — Auf Seite 23 sehen wir die Abbildung einer plastischen Figur in reicher Gewandung von W. Haverkamp, die mit einem Dampfermodell den Schiffsbau symbolisiert, eine Kunst, die heute hochentwickelt ist und besonders bei uns in reicher Blüte steht.

In unserer Kunstbeilage fügen wir der vorliegenden Daheimnummer als besonders wertvollen Schmuck Theod. Rousseaus berühmten „Waldausgang bei Fontainebleau im Sonnenaufgang“ in getreuer Nachbildung bei. Th. Rousseau gehörte der Malergruppe von Barbizon an, über die wir an dieser Stelle in Erläuterung anderer Bilder schon einige Male gesprochen haben. Mit Vorliebe brachte der große französische Landschaftler alte, große Eichengruppen, durch deren Stämme und Laubgewirr das Sonnenlicht flirrt und flimmert, zur Darstellung, und meisterhaft wußte er das in den Lichtstrahlen glitzernde Terrain, das sich in die weite, düstige schimmernde Ferne verliert, zu behandeln. Unser Bild zeigt namentlich diese beiden Momente in wunderbarer Feinheit; es liegt ein unendlich malerischer Reiz über der klassischen Komposition.

### Kämme der Papuas in Neuguinea.

Der Kamm dient bei allen Völkern, auch bei den noch auf tieferer Kulturstufe stehenden „Wilden“ als hervorragender Schmuck der Haare. Wie viel Sorgfalt selbst die so wenig zivilisierten Papuas auf diesen Kopfschmuck verwenden, zeigt unsere Abbildung, die eine Sammlung von Kämmen aus dem Besitz des Herrn Emil Weiske darstellt.

Den einfachsten Kamm fand dieser kühne Reisende im Gebirge 2000—3000 m hoch am Aroa-Fluß; er ist 30 cm lang, hat zwei Zinken und wurde aus einem Knochen des Kajuars hergestellt. Ihm nahe steht ein Kamm aus dem Papua-Golf; dieser besteht aus einem Stück Holz, welches einen stumpfen Winkel bildet. Der Kamm hat drei Zinken von 17 cm Länge; in dem 20 cm langen Stiel sind mit dem scharfen Rande einer Muschel Figuren eingeschnitten, in die ein weißer Kalk eingerieben ist. Zwei Kämmen aus einem harten, schwarzen Palmenholz wurden von dem Koiari-Stamm im Astrolabe-Gebirge ertauscht. Der kleinere ist 14 cm lang und 7 cm breit. Er zählt vierzehn Zinken (leider ist der fünfzehnte auf dem Transporte abgebrochen), und diese sind in ihrem oberen Teile mit ganz feinem Rohr zusammen-

geflochten. Der größere ist 33 cm lang, hat sieben Zinken, wird ebenfalls von einem kunstvollen Rohrgeflecht zusammengehalten und trägt an seinem Stiele einen Schmuck aus weißen Kakadu-, braunen Papagei- und schwarzen Niesenfakadufedern.

Ein sehr interessantes Stück stammt aus den Gebieten des Kemp Welsh-Flusses. Dieser Kamm ist aus weißem Holz geschnitten, hat 18 cm lange Zinken und einen Stiel, der 20 cm mißt und an den Seiten fein eingekerbt ist. Mit feinem Bast ist am unteren Ende des Stieles eine weiße Kakadufeder befestigt, die in kunstvoller Weise ganz regelmäßig in zwei Teile gespalten ist. In der Mitte unserer Abbildung steht ein Kamm, der von den Tidjehi-Zinkeln stammt und bereits eine höher entwickelte Kunstfertigkeit der dortigen Ein-

von geeigneten Trägern zum Transport von Lebensmitteln und Sammelobjekten. Viele Eingeborene wagen nicht in das Gebiet eines anderen Stammes mitzugeben, weil die einzelnen Stämme meist in ständiger Fehde leben und weil sie wissen, daß Menschenfleisch auch bei ihren Nachbarn ein willkommenes Nahrungsmittel ist. Aus verschiedenen Gebieten sind nun die von August Luz in Gera aufgenommenen Totleittengegenstände von den Eingeborenen durch Tausch erworben worden. Als Gegengaben dienten vorzugsweise Tabak, Streichhölzer, Perlen, Salz und Spiegel. Emil Fischer.

### Notizen.

Der anscheinend älteste Gutenbergdruck wurde in der Landesbibliothek zu Wiesbaden unter Handschriften entdeckt, die aus dem Kloster Schönbach stammen. Es ist ein Druckfragment von 60 cm Breite und 50 cm Höhe und stellt einen astronomischen Kalender dar mit genauer Verzeichnung der Ephemeren, der Mondphasen, der Sonne und der Planeten. Als Jahr, für welches der Kalender bestimmt war, ergibt sich mit Sicherheit das Jahr 1448. Aus der Type und dem Druckjahr 1447 geht hervor, daß man es mit dem ältesten Gutenbergdruck zu thun hat. — Danach müssen auch die Donaten der Pariser Nationalbibliothek (Schulbibeln von Donatus), die man als die ältesten vorhandenen Druckwerke ansieht, tatsächlich von Gutenberg herrühren, sie zeigen dieselben Typen wie das Fragment und weisen die Jahreszahl 1451.

Aus der Merowingerzeit stammen überaus wichtige Funde, die auf dem berühmten Reihengraberfeld bei Güttingen im schwäbischen Schwarzwalde gemacht worden sind. In der Tiefe von etwa 4 Metern stieß man auf das Grab eines Kriegers, dem man folgendes entnahm. Zunächst ein Schwert, das einen mit Goldblech überzogenen Griff zeigt; es steckt in einer Scheide, die mit reicher Metallarbeit geziert ist und mehrere in das Metall eingelegte Stücke aus dunkelrotem Glas aufweist. Dann der Buckel eines Schildes — die übrigen Teile des Schildes konnten trotz eifrigsten Suchens nicht aufgefunden werden —, ein Wurfbeil, mehrere Spangen, Gehänge und andere Schmuckgegenstände. Den größten historischen Wert unter allen Fundgegenständen besitzt aber ein Metallhelm. Obwohl mit großer Sicherheit der Nachweis geführt werden kann, daß der Helm in merowingischer Zeit für die Könige und die Vornehmsten als Abzeichen ihrer Würde galt, als solches getragen und zuweilen dem Verstorbenen auch mit ins Grab gelegt wurde, so war doch bisher in keinem einzigen Grabe ein Metallhelm gefunden worden. Der jetzt bei Güttingen ausgegrabene Helm besteht aus sechs ovalen, nach oben spitz zulaufenden Eisenklingen, die mit Goldblech verziert und durch Spangen verbunden sind. Im ganzen sieht der Helm so aus, als wache die eiserne Kopfbedeckung aus einer Art Firnentrone empor. Der Kopfring zeigt in getriebener Arbeit Bängel mit langgestreckten Halsen und Weinranken. Zweifellos hat man es hier mit der Ruhstätte eines sehr vornehmen Kriegers, vielleicht sogar eines Fürsten zu thun. Die überaus wichtigen Funde sind dem Stuttgarter Museum überwiesen worden. T. B.

Die Handschrift des vor Jahresenden in ganz Deutschland mit Begeisterung gesungenen Liedes „Schleswig-Holstein meermüchtungen“ ist für 300 Mark von dem Prinzen Emil von Schönau-Carolath erworben worden. Bisher befand sich das interessante Blatt in dem Museum der Völkerschicht auf der Marienhöhe bei Leipzig. T. B.

Eine Jahrhundert-Medaille, die erwähnt zu werden verdient, ist in Oberammergau gefunden worden. Sie ist in Silber ausgeführt und hat die Größe eines Zweimarkstückes. Auf der Vorderseite zeigt sie einen kleinen Engel inmitten eines geschlossenen Kreises, auf den er schallhaft fragend hinweist und der die Aufschrift trägt: SECULUM XVIII SECULUM XVII WO SIND WIR? Die Rückseite trägt in zierlicher Umrahmung die Worte: HOERT DOCH WUNDER IM JAHR MDCC WUSTEN DIE LEUTHE NICHT WIE ALT SIE WAREN. T. B.

Sammler-Kuriosität aus Amerika. Zu einem großen New Yorker Spezialblatt für Sammler werden angeboten: „ein Theaterbillet vom Londoner Drury Lane Theater aus dem Jahre 1819“, ferner „das Menu zu dem Festmahl, welches man in New York dem Nordpolfahrer Baldwin Ziegler gegeben hat“, „eine Bannote der Vereinigten Staatenbank von 1831“, „ein angebranntes, aber ungebrauchtes 20 Cents-Couvert vom großen Brande in Chicago“, „eine Zulasskarte zum Vatikan aus der Zeit der Fatteneremonie des Jahres 1859“ etc. — Sehr begehrt von amerikanischen Autographensammlern ist ein vollständiger Satz der Unterschriften aller bisherigen Präsidenten der Vereinigten Staaten; der Preis schwankt je nach der Schönheit und dem Inhalt der Schriftstücke zwischen 800 bis 3000 Mark. Sehr hoch im Preise sind alte Urkunden zur amerikanischen Staaten- und Stadtgeschichte, Briefe der Mormonenführer, Urkunden zum Sklavenwesen und alles, was einigen historischen Zusammenhang mit dem amerikanischen Unabhängigkeitskampfe hat. M. R.



Kämme der Papuas in Neuguinea.

geborenen erkennen läßt. Er ist 40 cm lang, hat siebenundzwanzig 9 cm lange Zinken und der Stiel soll zwei Männer darstellen, ist zierlich geschnitten und die Einschnittzeichnungen im oberen Teile sind blau bemalt.

Wie diese Kämmen hat der einfache und schlichte Landwirte von einer eifrigeren Sammeltour auf den Südseeinseln und in Australien mitgebracht, außerdem aber noch andere reiche Schätze an Schmuckgegenständen, Geräten, Waffen, Käfern, Schmetterlingen, Muscheln, Schnecken, Eidechsen, Schlangen, Bögeln und Säugetieren, die leider zu einem naturhistorischen Wandermuseum vereinigt werden sollen. Zur Ausführung dieses im Interesse der zum Teil wirklich schönen Gegenstände, die durch das Wandern in kurzer Zeit entwertet sein werden, zu beklagenden Manges wurde Emil Weiske, geboren am 19. Mai 1867 in Dolfsen bei Köhren in Sachsen, durch einen Unglücksfall veranlaßt. Kurz vor seiner Abreise aus dem Lande der wilden Papuas, unter denen er sich drei Jahre aufhielt, wurde ihm durch einen Stoß die rechte Hand vollständig zerschmettert, und dieses traurige Ereignis setzte seinen weiteren Reisen ein jähes Ende und zwang ihn zur Rückkehr nach Deutschland. In Britisch-Neuguinea hat der unerschrockene Sammler von Port Moresby aus weite Reisen in das Innere unternommen und dabei selbst Papuakämme angefertigt, die überhaupt noch keinen Weisken gesehen hatten. Eine Haupt-schwierigkeit für das Eindringen in das Land bilden die oft unpassierbaren Gebirgspfade und die Beschaffung